Max Wegner

Die Frucht wächst im Gewitter

Matthias Grünewald
Tilman Riemenschneider
Jörg Ratgeb

Drei Erzählungen

Georg Truckenmüller Verlag Stuttgart

3. Auflage
(11.—20. Tauſend)

Alle Rechte vorbehalten durch Georg Truckenmüller Verlag, Stuttgart 1940. — Entwurf des Einbandes von G. Ruth. — Druck: Gebrüder Knöller, Stuttgart.

Dem Gedächtnis meines Bruders Rudolf

Gefallen am 14. Mai 1940 im Westen

Inhalt

Die Frucht wächſt im Gewitter
Eine Erzählung um Mathis Gothardt-Neithart, genannt Matthias Grünewald 9

Die gebrochenen Hände
Eine Tilman Riemenſchneider-Erzählung 55

Der letzte Tag des Malers Jörg Ratgeb 119

Die Meiſter und ihre Werke 171

Die Frucht wächst im Gewitter

Eine Erzählung von Mathis Gothardt-Neithart
genannt Matthias Grünewald

Ich muß gen Iſenheim", ſagte der Maler Mathis Gotharöt von Aſchaffenburg zu einem Bauern, der am Wege raſtete, und ſchaute dabei mit abſonderlichen und unruhigen Blicken über die nachtblauen Berge der ſüdelſäſſiſchen Vogeſen.

„Die Nacht wird einfallen — weiſt mir den nächſten Weg!"

Der Bauer erhob ſich ſchwergliedrig und müde von der harten Ackerarbeit des Tages und zeigte den Pfad, der durch den dichten Tannenwald über die Hügel hinweg in die Ebene zu dem berühmten Spittelkloſter der Antoniter von Iſenheim führte. Mathis' Blicke verweilten ein wenig auf den eichengrauen Fäuſten des Bauern — dann ging er, einen kurzen Dank murmelnd, eilend den gewieſenen Weg. Der Bauer ſah dem Maler nach, bis er vom braungrünen Dämmer des Waldes verſchlungen wurde.

In den Wäldern hatte das Licht ſchon die Herrſchaft verloren. Die Stille hing, einer toten Glocke gleich, über dem Wald. Modrige Kühle umfing den Wandernden, ſaugte ſich in ſeinem weiten Mantel feſt und fuhr feucht über das erhitzte Geſicht. Das dunkle Gewoge der Tannen drängte ſich eng an Mathis. Er fühlte ſeine Arme ſtändig von den ſtach-

ligen Zweigen gestreift. Unter seinen Schritten murrte das Geröll des regenzerwaschenen Pfades. Fernher scholl ein schäumendes Berggewässer durch die harzbraune Stille. Wurzelwerk versperrte oft den Pfad, den die Füße unsicher ertasten mußten. So ging manche Stunde hin, ehe die Waldfinsternis sich weitete und widerwillig den nächtlichen, besternten Himmel freigab. Gothardt stand lange und atmete tief auf.

In einer Mulde, breit gebettet am Abhang des Gebirges, gewahrte Mathis angestrengt schauend das von Nacht umflossene Mauerwerk der Klostergebäude von Isenheim. Er ging langsam darauf zu. Die durchleuchteten Bogenfenster winkten hell herüber. Als er vor sich den klotzigen Torbogen ausmachen konnte, befiel ihn eine stockende Bangigkeit. Durch viele Jahre hatte er nicht mehr gemalt und alle Aufträge abgelehnt. Als biederer Handwerker und Wasserbaumeister sorgte er für das tägliche Brot. Nun aber hatte ihn überraschend der Ruf des Ordenspräzeptors Guido Guersi erreicht, große Tafeln zu malen zum Ruhme Gottes, zum Ruhme der Kirche, zum Ruhme Isenheims, zum Ruhme der Menschen.

Ihn fror.

Meister Mathis fühlte ein beklommenes Unvermögen, auch eine grünfrostige Angst vor dem Werk, das seiner wartete. Heftig atmete die Lunge, hart schlug das Herz unter der Hand, die er auf die Brust preßte. Seine engen Lippen baten: Gott, du hast mich gestoßen bis an diese Pforte! Ich möchte gern stumm sein und weichen und von der Wanderschaft hierher lassen. Du aber stößt mich nun über diese Schwelle. Fahr' in mich mit deiner Kraft!

Wie eine geballte Faust wuchs übermächtig die Mauer vor ihm in die kühle Nacht, abweisend und zwingend, unnachgiebig und gebietend.

„Gott, — fahr' in mich mit deiner Kraft!" Dann hob Mathis, der Maler, die Hand und schlug laut und dröhnend an das Tor von Isenheim.

* *
*

Eine warme Woge Licht umbrandete Meister Mathis, als die Pforte sich ihm öffnete und der ehrerbietig grüßende Bruder Pförtner ihn einließ und eilend dem Präzeptor meldete. Im Refektorium brannten in allen Nischen und Winkeln züngelnde Oellampen, aus mächtigen Holzscheiten schlugen schwelende Flammen in großen Kaminen. Diensteifrige Antoniter brachten Speise und Trank, um sie hernach fast unberührt wieder davon zu tragen. Als der Ordenspräzeptor Guido Guersi lautlos eintrat, um den erwarteten Gast nach der langen Reise von Aschaffenburg nach Isenheim zu begrüßen, sah er ihn aufrecht, mit eigenwillig lauschend erhobenem Kopf nahe dem wühlenden Feuer stehen. Ihre Hände fanden sich zu festem, bindendem Griff. Sie hefteten die Blicke lange ineinander. Das greise Gesicht des Sizilianers Guersi war vom langen Leben tief zerfurcht, kannte vielfältiges Verlangen, vielfache Erfüllung und manchen Verzicht. Obgleich die starke Lebensfarbe schon gewichen war, war es noch immer sehr kraftvoll und sehr männlich. Gothardt fühlte die Fremdheit schwinden, als er mit dem Präzeptor schweigend und allein im weiten Raum durch eine lange Stunde beisammen saß. Nur wenige höfliche Worte waren bisher gewechselt. Endlich hob sich die mürbe Stimme des Geistlichen ein wenig schwingend, den Italiener zeigend, aber in klarem Deutsch: „Mein Vorgänger, Jean

Orliac, hat durch den Straßburger Bildhauer Hagenauer die Skulpturen für den neuen Hochaltar unseres berühmten Klosters schon vor Jahren bestellt. Ich will das Begonnene zu Ende führen. Eure Tafel der Verspottung aus der Aschaffenburger Stiftskirche ist mir wohl bekannt. Ich habe lange verweilt vor dem Geheimnis der Farben und starken Form der Gestalt. Sie haben mir den Weg gewiesen zu Euch. Eine Kraft daraus rührte mich an, und seit der Stunde war es mir gewiß, daß Ihr die Tafeln unseres neuen Hochaltares in der Klosterkirche bemalen müßt. Werden wir Euch bereit finden?"

„Was soll gemalet sein?" fragte Gothardt forschend und beugte sich vor.

In langem, scharfem Denken ausgereift bauten die sorgsam gewogenen Worte Guersis das theologisch-dogmatische Gefäß der neun Darstellungen auf acht Tafeln eines Wandelaltares:

„Ich meine, daß die Gemälde darstellen müßten auf den Außenflügeln die Heiligen Antonius und Sebastian, die Kreuzigung unseres Herrn und seine Grablegung. So die Flügel erstmals geöffnet sind, die Verkündigung, die Geburt Christi mit dem Lobpreis der englischen Heerscharen und die Himmelfahrt Christi. Wenn die Flügel zum zweitenmal geöffnet, Antonius mit Paulus im Gespräch, alsdann die Versuchung des Heiligen Antonius. Im Mittelschrein stehen dann die Skulpturen des Stifters mit Antonius und Hieronymus."

Während der Präzeptor sprach, füllte des Malers Geist das scharfgebaute Gefäß des Präzeptors rauschend mit inneren Gesichten. Guersi sah, wie des Malers Antlitz hell erglühte, die Haut sich über den schmalen, knochigen Wangen straffte, die Lippen wie festgeschmiedet lagen. Schräg

aufgebäumt, fast schielend stießen die Blicke weit in Ursprüngliches. Eine befremdliche Verwunderung schlich sich an Guersi. Er wußte noch nicht um den entfesselten Ansturm der Gestalten und Gesichte in dem Maler, der sich brausend bei jedem Bild, das er fordernd umriß, erhob. Begierig horchend duckte sich des Malers Kopf im Nacken, das scharfe Kinn hob sich eckig von dem Rostbraun des Wamses, das sich unter dem keuchenden Atem bewegte. Er stritt in seinem Innern mit Spruch und Widerspruch, die immer mächtiger und mächtiger wurden.

„Die Kreuzigung?" fragte Gothardt leise, einem Röcheln nahe, schmerzlich und verzweifelt.

„Die Kreuzigung des Herrn soll gemalet sein?"

Die Stille im Raum war voll Sturm.

„Es muß ja im Herzen geboren werden, Herr Präzeptor, nit im Hirn." Nun schrak Guersi von den Worten des Malers empor.

„Es muß in der Wahrheit geboren werden und nit im Wort. Es muß in Blut und Todesängsten geboren werden und wächst nit aus Wollen und Fordern!"

Die Leidenschaft des inneren Kampfes des Malers ergriff jetzt auch den Präzeptor. Er sah offen das heiße Eisen des Aufruhrs in dem Maler wühlen und das Gesicht verzerren. So hatte Guersi noch keinen Maler gesehen. Der Mensch vor ihm war einer unbegreiflichen Macht unterworfen, die in jeder Fiber des Leibes schwang. Er fühlte sich im Widerschein eines brausenden Brandes. Dieser Maler da wußte um die Erbarmungslosigkeit der Wahrheit wie kaum ein anderer Mensch, er mußte die Grenze des Menschlichen sprengen, um zu sich selber zu gelangen. Dieser Maler war voll vorwärtstreibender Widersprüche, denen er nicht entrinnen konnte. Immer steter rückte er von ihm weg in eine

ſchwimmende Ferne, die ſeinem ſchwertſcharfen Denken unerreichbar wurde.

Was treibt dieſen Maler in ſo marternde Brände? —— grübelte Guerſi erregt und fühlte ſich ſehr ratlos. Was treibt dieſen deutſchen Maler in ſolch kochende Irrſal?

Und da ſchien das Rätſelhafte ſich ein wenig aufzuhellen: — Ein deutſcher Maler war in den brauſenden Strom geworfen! Von neuem ſpürte der Italiener das Unbegreifliche dieſes Volkes, dem ſolch ein Mann entſproß. Unfaßbar dieſes Volk zwiſchen den Mühlſteinen der Welt und voll verhängnisvoller Kraft, die Mahlſteine anzutreiben mit eigenem Atem und dennoch ſtandzuhalten der mahlenden Laſt. Alle Mächte der Welt waren aufgeboten ſeit je und je, ihm das eigene Herz zu entreißen, aber es blieb in dauerndem Kampf mit allen Gewalten und ruhelos, wie das Wahrhaftige immer ruhelos ſein muß.

Das ſchoß wie ein leuchtender Strahl durch den Kopf des Präzeptors, als wäre es aus einer anderen Welt in ihn gefahren, und er wußte erſchrocken, daß es ſehr gefährlich war, ſo zu denken.

Mit Mühe gewann Guerſi die gewohnte geſchliffene Ueberlegenheit zurück, aber ſeine kalte Denkſicherheit war jetzt durchleuchtet von einer tiefen menſchlichen Einſicht, die ihm Gothardt wieder vertraut machte.

Der ſaß immer noch vorgebeugt, mit eckigen Schultern unbeweglich in dem hohen Stuhl. Der Präzeptor trat näher. Meiſter Mathis fühlte eine Hand feſt und wiſſend auf ſeiner Schulter. Er regte ſich nicht. Aber Guerſi vernahm ſeine Stimme, ſie ſtieg zu ihm auf, als flatterte ſie mit den gelbroten Lichtwogen des Feuers empor.

„Ihr ſeid tief im Frieden der Heiligen Mutter Kirche, Herr Präzeptor, Ihr höret nit, wie es anhebt zu brauſen

im Lande ringsum. Eine machtvolle Stimme ist ergangen von Wittenberg, die redet zum erstenmal das Wort Gottes deutsch. Das Volk landauf und landab hat gierige Herzen, es zu vernehmen. Wird gewißlich ein Mann aufstehen, der es prophetisch ergießet!"

„Mathis", schrie Guersi, „überhebt Euch nicht!" Als habe er des Nächsten Schreckensruf nicht gehört, sprach der Maler weiter.

„Gott und Gottes Gesetz stehen von Nebel umhüllt. Die Menschen rasen dawider an, und die Diener der Heiligen Kirche brechen sein Gebot tausendfach. Fehde und Harnisch sind ihre Gewaffen. Sie hetzen Blut wider Blut, Gewalt wider Gewalttat. Mich treibt's umher im Land, und wohin ich auch schaue, schlägt Schuld und Schacher, Verrat und Knechtschaft über die Menschen. Der gemeine Mann ist voll Drangsal, Gottes unverfälschte Worte zu vernehmen. Aber ich höre die Gottesgeißel schlagen! Mich reißt's in den Taumel, mich würget Fehde und Falsch, Hader und Haß. Ist's Ketzerei, so an alle Pforten gar mächtig pochet, will ich zu Grunde gehen noch in dieser Stund'; denn ich muß doch leben im Evangelium der Väter! — Aber wer gibt's unverdorben? — Wer gibt's?"

Die Worte zerbarsten auf den starren Lippen. Guersi holte gewaltsam Luft, faßte die Schultern des Malers mit klammerndem Griff.

„Bergt Euch in der Sicherheit der Kirche, das ist ein warmer Schoß. Jeglicher Zweifel ist Werk des Teufels. Am Fels der Kirche aber wird alle Ketzerei zerschellen, denn sie ist gefestigt von Gott. Habt keine Furcht und seid gewiß."

Meister Mathis stand plötzlich ganz groß und leuchtend:

„Die Furcht ist des Teufels!"

Und nach langen, qualvollen Atemstößen:

„Womit wollt Ihr den Sturm, der ketzerisch anhebt, besiegen?"

„Mit dem Wort Gottes, mit der Vernunft des Denkens, mit dem Trost und der Unvergänglichkeit der Heiligen Kirche, die erhaben steht über allem Irrtum und jeglicher Schuld dieser Welt."

Forschend brannte Gothardts Blick in dem Gesicht des Präzeptors.

„Mit dem Wort? — Nein, Herr Präzeptor — mit dem Herzen, das Gott uns in die Brust gegeben. Nit ausweichen sollen wir aller Versuchung und aller Furcht. Nit ausweichen! Und das Wort allein erschlägt die Furcht niemals."

Die Blicke des Geistlichen begannen verzweifelt mit der Seele des Malers zu ringen. Er stöhnte leise.

„So seid Ihr uns verloren."

„Das ist die Versuchung", rief Gothardt laut. „Ich möchte ‚Ja' sagen, dann hätte ich den Frieden, oh, den Frieden und muß dennoch bestehen alle Feigheit, die vom Teufel ist."

Guersi sprang auf:

„Wenn Ihr die Tafeln malt zum Preise der Heiligen, zum Ruhme der Kirche, dient Ihr dem Herrn beinahe so wie ein Geweihter Gottes; das müßte Euch mit Glück erfüllen und nicht mit Verwirrung und Not; das müßte Euch Erquickung und Ehre sein."

„Wenn ich male die heiligen Tafeln zum Preise der Heiligen, zum Ruhme des Herrn —" wiederholte Mathis mit verhangener Stimme, „muß ich sterben lassen den Gottessohn von der Grausamkeit meiner Hand. Seht, Herr Präzeptor —" zum erstenmal wandte der Maler dem Präzeptor das hartknochige Antlitz im vollen Lichte zu: „Diesen

aufwühlenden Sturm, der anhebt und von dem man nit weiß, von wannen er kommt und wohin er fährt und was er anrichtet — ich fühl' ihn verhundertfacht in meiner Bruſt. Streit und Widerſtreit, Lüge und Wahrheit, Falſch und Fron, altes Glaubensglück und ſelig neue Prophetie verſpür ich hundertfach in den Gliedern. Nun zucken meine Hände von Not, weil ſie martern ſollen den eingeborenen Sohn Gottes zu Tode, und ich liege zum erſten Male in teufliſchem Zweifeln, ob es den Brüdern im Land zum Guten gereicht oder ſie erwürget werden ohne Troſt. — Das macht mein Herz ſchreckvoll ſchlagen."

„Ihr ſollt nicht kleingläubig ſein, Meiſter Mathis", ſagte Guerſi beſchwichtigend und fühlte ſchwer die Zweifellaſt des rätſelhaften Deutſchen. Ein Gebirge, hoch und gefährlich wie das der Alpen, ſchien ſie zu trennen. Er war verſucht, dieſen unbegreifbaren Kampf, der in dem Deutſchen toſte, zu ſtillen, die Laſt der Zweifel von ſeiner Schulter zu nehmen. So ſagte er, daß ein anderer Maler die Tafel der Kreuzigung übernehmen könne und Gothardt nur die Auferſtehung, Geburt und die Heiligen zu malen brauche. Während er ihm dieſe Löſung aus unheilvoller Verſtrickung darzulegen verſuchte, fühlte er eine verhohlene Sorge, Gothardt würde ausweichen, und zu ſeinem Erſchrecken wußte er plötzlich, daß es dann leer würde in ſeinem Herzen und eine bittere Enttäuſchung die letzten Lebensjahre daran verbrennen ließe, daß dieſer Große von Farbe und Form vom Anſturm unfaßbarer Gewalten zerſchmettert würde. Der Präzeptor fühlte ſich ſehr hilflos und ratlos. Sein Kopf ſank auf das weinlaubrote Ordensgewand. Er ſtieß leiſe, faſt unhörbar hervor:

„Ich muß Euch in dieſer Not verlaſſen, Mathis, —" und mit einem Schauer nie gekannter Furcht über das nackte

Herz, „mir iſt, als hätte ich damit geſagt, Ihr müßtet nun ſterben.“

Da zerklafffte die Stummheit der engen Lippen des Malers und es war nicht mehr eines Menſchen Stimme, eher ein Sturmſtoß aus den adlergrauen Felſen der Vogeſen: „Ihr ſagt Euer Wort ſehr ſpät, Herr Präzeptor, ſehr ſpät, ich habe es ſchon vernommen, als ich an Iſenheims Pforte Einlaß begehrte.“

Und nach einer Weile, als die gepreßte Stille lärmend erdröhnte:

„Laßt mich mit meinen Augen allein! — Laßt mich mit meinem Herzen allein! — Laßt mich mit meinem Tod allein.“

Und Mathis erhob ſich ſchwer, die Nacht gleichſam auf ſeinem kantigen Rücken laſtend, tappte durch das Refektorium, ſtieß die Tür auf und erloſch vor den hilfloſen Blikken des Präzeptors. Dann ſchlug die Tür aufknirſchend ins Schloß und mit Gothardt, dem Maler, war der letzte Tropfen Lichtes um Guerſi gewichen.

* *
*

Unvermittelt war der ſchlafende Wind des Herbſtes zum brauſenden Sturm aufgebrochen. Regenſchwere Wolken trieben träge und tief aus den Klüften der ſüdelſäſſiſchen Berge. Brandend ſprangen heulende Sturmſtöße durch die Finſternis. Aus den nahen Wäldern orgelte es dumpf und ächzend, Geäſt ſtöhnte, Stämme krachten kreiſchend, die Schöpfe der Wipfel bebten unter ſeiner Gewalt. Aufgeſogen von der brauſenden Finſternis ließ Gothardt ſich wil-

lenlos auf einem ſteinigen Pfad, den ſeine Füße verſpürten, treiben. Kalter Regen begann ſeine Haut zu peitſchen. Ausgebrannt von Zweifeln und Irrung, leer bis auf den Grund ſeiner Seele, verdorrt von Brennen und Ringen, hetzten die ſchwarzen Wogen des Sturmes den Einſamen tiefer und tiefer ins Ausweggloſe. Hart und drohend ſchlug die ſtürmende Nacht ſein Geſicht. Gothardt gab es ihr offen hin. Lähmung kroch in ſein Blut. Ohnmächtig, erſchöpft und hilflos nach verzweifeltem Widerſtand taumelte ſeine Seele über die nachtverhangenen Berge, wie ein windgeworfener Habicht. Die Verfinſterung der Welt brach über Mathis zuſammen. Dieſer Finſternis war die Erde und jegliche Kreatur überantwortet. Das Firmament barſt brauſend und warf ſich auf die ächzende Erde.

Giftig grün und unheimlich hell leuchtete für einen Augenblick ein naſſer Baumſtamm neben Gothardt auf. Er wiſchte ſich verſtört mit den Händen durch das triefende Haar und ſtolperte haſtend weiter. Zweifel und Pein, Irrſal und Wirrung, Aufruhr und Glaubensſehnſucht fegten tödlicher und gewalttätiger durch ihn als dieſer nächtliche Sturm. Einem heulenden Einbruch hölliſcher Gewalten glaubte der Maler ſich rettungslos preisgegeben.

Während er noch abſeits lebte vom lauten Getriebe der Menſchen, ſeine Einbildungen und Bilder mit maßloſer Kraft verdichtend, ſtarr geklammert an Satz und Lehre der Kirche, wurde er von dem beginnenden Glaubensſturm, der ſich aus Deutſchlands Mitte erhob, in Höhen und Tiefen geſchleudert, wie kaum ein anderer Menſch ſeiner Zeit. Der erſte Zweifel, ein Bild von der Knechtſchaft der Bauern, ſtieß den Sehenden an, und zugleich wurde der ganze Menſch in eine aufwühlende Erregung verſetzt. Herriſch ſchob ſich die Kraft der chriſtlichen Lehre gegen die Empörung der an

Leib und Seele bedrückten Brüder. Diesem Gegeneinanderwogen entstiegen brennend und hitzig Bild um Bild, schüttelten den Maler und warfen ihn in eine blaueisige Verlassenheit. Kommende Bruderkämpfe ahnte er tausendfältig voraus, kommenden Bann, Fluch, Zwiespalt, Brand und Mord spürte er rasend aus der Zukunftsschwärze anreiten. Gleichnisse und Bilder seiner Zeit wuchsen zu hundertfältigem Leben. Die schwarzen Sturmscharen sah er mit Waage und Hippe unsichtbar reiten. Ehe andere noch Zuckung und Wetterleuchten nahen spürten, tobte über diesem Maler schon der entfesselte Geistertroß, peitschte die Gottesgeißel über der aufschreienden Welt, stürzten Sterne, sanken Berge, schwankten Zeit und Erde. Unirdische Heerscharen tobten durch Höllenschwaden und Fegfeuer und über die aufgerissenen Urgründe irdischer Leiden. Die Siegel alten Glaubens barsten blutrot; im hallenden Schwall unter Braus und Graus wucherten wüste Fratzen von Narren, Hexen, Alben, Dämonen und Teufeln. Durch wölkenden Weihrauch brandfackelte ein furchtbares Nordgewitter. Aus lichtloser Nacht brachen nach langer granitgrauer Schwüle Flammen und Furien und Donner grollte aus den Gründen, daß die Erde erbebte. Geister und Gesichte der Notzeit schwelten aus Asche und Fäulnis jahrtausendalter Toten. Völker und Heere taumelten unter dem rasenden Ritt des Weltgerichtes.

Der Maler lehnte sich ächzend an einen Stamm und griff mit nackten Fingern in die nasse Borke.

Wo konnte die Seele sich retten, in Wirbel und Wogen, die anhuben, nach der stickenden, gefährlichen Stille der Vergangenheit? Wessen Mund würde Recht und Gerechtigkeit sprechen, wenn die große alte Arche des Glaubens im Sturm über Wirbel und Wogen schwankte, sich neigte, auf-

bäumte und unterging, — unterging! Eines unbekannten Bauernmönches Stimme hatte ſich erhoben und tauſend und aber tauſend hungrig wartende Gemüter erquickt mit der neuen Wahrheit von der Willensfreiheit des Chriſtenmenſchen. Gottes Inbrunſt rang wider Gottes Ferne. Und es erhoben ſich gegen die waffenloſe nackte Wahrheit des einfachen Bruders der Hochmut, die Gewalt, die Anmaßung, die Macht, der Dünkel. Es erhoben ſich Papſt, Kaiſer und Könige, Herren, Ritter, Fürſten, Herzöge, Grafen, Kardinäle, Pröpſte, Prälaten, Aebte, Erzbiſchöfe und Biſchöfe. Es erhoben ſich alle Mächte dieſer Welt.

Der Maler ſtand noch immer erſtarrt, glühendes Fieber rüttelte Rumpf und Glieder. Der Wind ſtöhnte im Gewölk des Waldes.

Schwere Müdigkeit ſchlich heran, Gothardt fühlte ſich aufgelöſt und unendlich verloren im kreiſenden Strudel der Zeit. War Luthers ketzeriſch verſchrienes Wort wahrlich von Gott? War die heiliggeiſtige Kirche der ewige Hort ohne Zweifel? War das irdiſche Leben nichts als Staub und Zerfall und der Fluch des Schöpfers? War die Schönheit der Farben und Geſtalten dieſer Erde nichts denn Aſche? War die ſonnengelbe Seligkeit des Jenſeits allein den Händen der Geweihten anvertraut? War die Sünde entſühnt durch den Spruch der Prieſter oder durch das Urteil Gottes in jedes eigenen Bruſt?

Die großen Fragen zogen ſchwarz heran und vergurgelten dunkel und ohne Antwort wieder im Schoße dieſer Nacht.

Plötzlich verſchwammen die wühlenden Fragen und ſuchenden Bilder. Von den großen Aengſten ſeiner gemarterten Seele überfloß die Begrenzung des Leibes und ſtrömte flutend in eine wogende jenſeitige Erlöſungsſehnſucht. Ein Wort des heiligen Gregor nahm ihn auf: Je mehr des Men-

ſchen Leib gedrückt wird mit Leiden, ſo ſich ſein Gemüt je mehr erfreut der himmliſchen Gemüte; je größeren Jammer er hat nach göttlicher Wolluſt, ſo wird der Leib immer minderer achten die Scharfheit des Leidens.

Der Herbſtregen rauſchte, in den Wäldern mahlte der toſende Sturm wie eine unheimliche Mühle. Mathis Gotharöt tappte wankend weiter.

Die grelle Spannung der Seele mündete in immer ſtumpfere Müdigkeit der Seele und des Leibes. Die hölliſchen Fratzen ringsum verwiſchten, die brennenden Farben der aufrühreriſchen Kämpfe ſeines Innern erloſchen langſam, der Widerſtand gegen die Furcht des Herzens vor dem Zukünftigen ſank in geſtaltloſe Mattigkeit. Völlig leer gebrannt taumelte er noch lange weiter, eine kreatürliche Vernunft aus dem Unterbewußtſein lenkte ſeine Schritte.

„Ich will verſuchen, wieder gen Aſchaffenburg zu kommen, und wenn Gott Macht zuſteht über mein Leben, dann läßt er mich gnädig fallen in die warme Vergeſſenheit des Todes, denn der iſt voll Ruhe und Friede."

Das unaufhörliche Heranwallen der Windeswogen ſpülte an ſeinen Ohren vorbei, laugte den letzten Reſt der Gedanken und Gefühle aus, und es blieb bald nichts mehr als ſein ſtolpernder Schritt, der ihn ohne Zeit und Ziel davontrug.

Unvermerkt gab der durchwühlte Wald ihn frei. Mit ſtärkerem Atem ſtob der Regenwind gegen den Schreitenden. Gotharöt fühlte den Weg abſchüſſig zu Tal ſinken. Noch eine lange Zeit irrte er durch die Schründe der Finſternis. Als er einmal das Gewicht der ſchweren Lider hob, glaubte er ein kleines Licht zu erkennen und ging darauf zu. Beim Näherkommen ſah Gotharöt durch ein blindes Fenſter ein armes Oellicht ſchimmern. Er trug ſich mit

großer Mühe in die Nähe der geringen Helligkeit, die eines Menschen Hand entzündete. Die Knie schlugen hart gegen einen Holzstoß und da ließ er sich schwer darauf niederfallen. Seine Ellbogen stemmten sich in die Knie, der steinschwere Kopf grub sich in die kühle Zange der Hände, ohne Unterlaß trieb der Regen um den Erschöpften. Regen und Wind breiteten einen eisigen Schleier über Gothardt. Zu Tode ermüdet brachte die flatternde Wärme seines Atems einen halben, leeren Schlaf. Als Mathis emporfahrend die Augen aufschlug, starrte er in das zuckende, gelbe Leuchten hinter dem Fenster, das erregt zu schwanken begann. Die feindselige Finsternis war in zarter, fester Beständigkeit von einem Lichtspeer durchstoßen.

Und da geschah nun ein Geringes und hob sich in eine bedeutungsvolle Daseinsmacht. Er war unheilvoll getrieben, sehr müde, sehr hoffnungslos, tief in Jammer und Verzweiflung und nur sich selber ausgeliefert. Nun erhob sich hinter diesem trüb durchleuchteten Fenster ein winziger, erster Menschenschrei, und zugleich wuchs das arme Licht und wurde einer weißglühenden Sonnenbahn gleich, die das Finstere triumphierend durchschoß. Der Schleier der Nacht war gehoben, dahinter brannte das weiße, dünne Licht des neugeborenen Lebens. Es geschah, daß dieser kleinste Schrei aus dem Mund des Kindes wie ein überirdisch-schmetterlingsgelber Sonnenfunke in sein erstarrtes Herz fiel. Die würgende Last, darunter das Fleisch des Körpers erstarrte, schmolz nun auf einmal dahin. Seele und Leib erhoben sich zagend.

Aber noch einmal sammelte sich der Herbststurm, die keuchende Atemnot des sterbenden Jahres, mit maßloser Gewalt. Seine stöhnende Todeswut machte das kleine Haus in allen Fugen zittern und tobte wild um den Mann, der

ſich ſchwer erhob. Jetzt hatte er auch das rötlich durchleuchtete Gademfenſter zerſplittert, das unruhige Oellicht verzuckte, das ſchwarze Waſſer der Sturmesnacht heulte in fauchendem Ueberſchwang. Aber horch! Dieſe kleine, verlorene, helle Menſchenſtimme bleibt! — Welch ewige Kraft öffnet den Mund des Lebens!

Der todeswütige Herbſtſturm löſchte es nicht, der todbereite ausbündige Menſch draußen in aller Finſternis machte es nicht ſchweigen. Da mußte der Menſch in ſeiner Verlorenheit ſich wohl zuſammenraffen und ſtandhalten dem toſenden Sturm. Er taſtete ſich an das Fenſter, aus dem immer noch die kleine, ungebärdige Menſchenſtimme quoll. Zitternd, greifbar nahe und fern, in eindringlicher Beſtändigkeit ſtieg dieſer früheſte Lebensſchrei zu ihm auf, entwachſen der Ewigkeit, der die Zeit nie obſiegen wird. Der ſtete Lebensruf ſaugte ſich in des Malers Herz feſt, er fühlte es ſeit langem zum erſtenmal wieder groß und ſtark ſchlagen und es weckte einen taſtenden Gedanken:

„Sieh, der mütterliche Leib bäumt ſich in Schmerzen, aber das Herz iſt von Freude umſpült und ſo iſt ſchon zu Beginn des Lebens mit dem erſten Atem in dieſer Welt, die das Neugeborene kalt und gewaltig umfängt, eine heilige Wiege gebaut aus Schmerz und Freude.“

Die leere ſchwarze Tiefe füllte ſich mit einer inneren heilſamen, goldwarmen Gewißheit. Nun ſtand die Waage des Lebens für eines Herzſchlags Dauer ſtill in der zaudernden Mitte zwiſchen Abgrund und Auferſtehung. Gothardt lauſchte noch lange durch die Dunkelheit auf den flatternden Kinderſchrei, dann wandte er ſich und ging davon.

Wärmend zog eine zage Welle durch ſeine Bruſt, während er langſam wieder den Weg zu erreichen verſuchte, der ihn zurück nach Iſenheim bringen ſollte. Eine große,

blendende Stille ſenkte ſich auf ſeine Stirn und nahm ihn wie eine hohe Wölbung auf. Es war geſchehen, daß er ſich aus ſeiner Verlaſſenheit wieder in die Wärme der ſippenverwachſenen Gemeinſchaft eingeſchloſſen fühlte.

Durch das ſturmzerwühlte, ſchwarze Gewölk der Nacht regte ſich ein mattes, ſtählernes Grau, hinter dem eine Quelle mächtigen Lichtes zu brodeln ſchien.

Das Gemüt des Malers ſammelte ſich mit neuer Lebensſtärke und Kraft, da ſich ihm das Geheimnis der Todesüberwindung offenbarte:

Er durfte nicht ausweichen.

Die Pflüger auf den Feldern, der Drangſal Fauſt im Nacken, wichen nicht aus. Die Frauen im Land, voll Kummer im Herzen, wichen nicht aus. Die Männer in Harniſch und Schild, auf den Aeckern des Todes, wichen nicht aus. Und Gothardt wollte nicht der Geringſte ſein unter ihnen. Er dachte: „Mir iſt's gegeben zu malen die Wahrheit. Sie iſt grauenhaft über alles Maß, kommt aber von Gott und hat alſo ihren Sinn. So will ich gehen an mein Werk, frei von Verzagtheit und Zweifeln, Unfreiheit und Bedenklichkeit und mutig ſein in Farb' und Form."

Mathis Gothardt atmete erlöſt und ſtöhnend vor innerer Kraft und heißem Willen auf. Ueber die Brandung der Lippen brachen ſeine Worte in die winddurchbrauſte Frühe:

„Gott! Ich gehe an die Tafeln. Es iſt nun deine Sache, ſie gerecht gelingen zu laſſen. Ich habe mich gewehrt bis zuletzt, aber du haſt mich's geheißen in dieſer Nacht. In deinen Händen liegt alles. In meinen liegt nur Farbe und guter Wille. In meiner Bruſt aber iſt die Sehnſucht zur Ehrlichkeit. Du kannſt es nicht anders wollen, in dieſer Zeit der Zweifel und Irrungen, als daß man ſein Werk wahrhaftig

tut. Ich will's beginnen in der Wahrheit und beenden in der Wahrheit.

„Anders kann ich's nicht!"

Da ergriff vom östlichen Himmelsrand ein blaugrauer verirrter Schein Besitz vom brauenden Gewoge der nächtlichen Wolken. Der dunkle Sturm hetzte lautlos die Gebirge der schwärzesten Wolken über das Firmament gegen den lichtbedrängten Himmelsstreifen. Ein wildes, stummes und erbittertes Ringen hob an. Aber von einem urlichtgezeugten Kern wurde das leise, wachsende Licht gewaltig genährt. Es tastete immer drängender um die zerfetzten Wolkenränder, bis das verborgene Gefunkel so sprühend wurde, daß die riesigen Wolkenlasten vom zitternden Widerschein schiefrig erblauten. Die Lichtkämme der Wolken entbrannten immer heller; wie große rebengrün verschattete Erdschollen trieben sie aufgewühlt dahin. Aus lichter Ferne schwoll der morgensonnenweiße Schein zu sieghafter Kraft und Stärke. Dann wichen die ahnungsvollen Farben der Frühe und durch die metallene Schwärze der Nacht schoß die erste Sonnenbahn des Morgens in purpurner Herrlichkeit.

* *
*

„Gothardt — Meister Mathis Gothardt!" rief der Präzeptor Guersi, als er den Maler erblickte, und in seiner Stimme wob eine tiefe betroffene Freude. Mit beiden Händen griff er nach dem Maler, der naß, zerrissen und zerfetzt vor ihm stand. Aber eine Helligkeit und stille Kraftfülle

fand er in ſeinem ſehnigen Geſicht geſammelt. „Mathis, Meiſter Mathis, ihr ſeid entkommen den Gewalten?“

„Ich will malen die Tafeln von Iſenheim.“

Die Angſt der durchwachten Nacht fiel von Guerſi ab und er fühlte jäh eine tiefe Neigung für den deutſchen Maler. Wie erlöſt ſtrich er ſich über die hohe, von langem Denken gekerbte Stirn.

„Kommt!“

Als ſie wieder im Refektorium vor dem wärmenden Kaminfeuer ſaßen, beugte Guerſi ſich weit vor:

„Ihr habt jetzt wieder Augen wie ein Menſch dieſer Erde. Iſt Euch jetzt die Kraft geworden, Meiſter Mathis, iſt Euch jetzt in dem Maße Kraft geworden, zu malen, was Euch faſt zu Tode trieb?“

Der Maler ließ ſeine Blicke über das koſtbare Uebergewand des Präzeptors gleiten, verweilte auf ſeinem entſpannten Geſicht, das wie kühle Aſche war, und ſagte leiſe:

„Chriſt ſtarb und beſiegte alle. Auch in unſerm Leben muß unſer Herz oftmals den Tod leiden, ehe wir alles und alle beſiegen. Dann iſt die Auferſtehung uns gewiß. — Ich will malen die Wahrheit.“

Durch die hohen Fenſter rang ſich der tröſtende Schein des ſpäten Herbſtmorgens. Die Geſtilltheit des ermüdeten Jahres ſchwamm ſanft und taubenblau durch den weiten Raum. Ueber das unverhüllte Geſicht Gothardts rann ein heller Schimmer. Es war ein Leuchten voll heiligen Stolzes des Siegers, der darum weiß, wie ſchwer oft die Erde zu ertragen iſt, und wie glückſelig es macht, ihre tragende Kraft errungen zu haben. Mit verſtehendem Lächeln, das das Geſicht des Greiſes ſeltſam belebte, ſagte Guerſi leiſe:

„Mein Herz geht ſchon müden Schlag, Mathis. Meine Jahre reichen nun an das neunte Jahrzehnt. Aber es darf

nicht eher verſtummen, bis Eure Tafeln vollendet und meine Augen ſie mitnehmen können in das Land, das Gott mir bereitet."

Und nach einer langen, verſonnenen und bedachten Stille: „Leicht iſt es für einen Maler, im Sturm ſeiner Herzensnot Menſchen und Dinge aufzulöſen, bis ſie zerrinnen und aus der Art geraten, ſchwer aber, wohl am ſchwerſten, aus aller Not, aus Kampf, Irrung, Verzweiflung den ſicheren Lebensſamen zu finden, daraus das reifende Werk wachſen zu laſſen, zu ſichtbarſter Form und in ſchöner Tatſächlichkeit. Wenn einer das vermag, ſo ſeid Ihr es, Meiſter Mathis Gothardt."

Der Maler, von der Art des Sprechens und dem Gewicht der Worte ſeltſam angerührt, ſagte klar, und in ſeinen Worten wurzelte eine tiefe Entſchloſſenheit:

„Mir iſt das deutſche Land einem großen Acker gleich, darinnen pflügen viele Herren die Kreuz und die Quer, mit ſcharfen Schneiden der Not und Gewalt. Sie werfen tauſendfältigen Irrſamen und laſſen wachſen Unkraut und Unfrucht, geiles Gewächs und wirres Geſtrüpp. Es iſt eine törichte und teufliſche Saat, die gefährlich ins Kraut ſchießt. Nun aber will auch ich eine Furche reißen und mein Pflug ſoll eine ſcharfe Schneide der Wahrheit ſein und ſollen ſich meine Furchen einmal guter und rechtſchaffener Frucht entladen. Denn es kommt die Zeit, da wird Gottes größtes Gewitter das Irre roden, unter Brand, Sengen und Glut, und ſo es ein gerechtes Gewitter wird, alle Frucht der wahren Furchen freilegen zu gutem Wachstum."

Guerſi ſah in das ſchräg aufwärts gewandte, graubebartete Antlitz des Malers, auf dem jetzt eine wachſende erregende Erinnerung ſichtbaren Raum ergriff. Mathis hob die Arme empor und wies mit dem harten, geraden Zeige-

finger der sehnig gegliederten Hand auf den Präzeptor: Eine Weile bildete so der vorgebeugte Arm eine starke Brücke zwischen den Männern. Dann gab der Maler seiner tiefen, aufsteigenden Erinnerung Platz. Seine tastenden Worte fanden willige Aufnahme in dem lauschenden Greis. Mathis sagte, daß ein paar Stunden seiner frühen Jugend plötzlich wach geworden seien und es treibe ihn, sie noch einmal mit einem nahen Menschen zu durchleben.

So vernahm der Präzeptor die erst zögernd, dann rascher strömenden Worte des Malers, der ihm von dem ersten, schmerzgeborenen Bewußtwerden um die eigene, kindliche Herzensmitte Kunde gab.

* *
*

Unweit von Würzburg war der kleine Mathis mit vielen Geschwistern in der armseligen Bauernhütte der Eltern, die in harter Fron bei ihrem bischöflichen Landesherrn standen, aufgewachsen. Ein paar Klafter eines hügeligen Weinberges gehörten zu dem kleinen Bauernwesen, und eine steinige Weide für die magere, knochige Kuh. Im Sommer sahen die beiden, von Arbeit und Not verbrauchten Alten, voller Angst die Sorge des Winters auf den schmalen Rebzeilen wachsen. Mit Furcht vor dem Hunger sichelten sie die hügelige Wiese und trugen herbstens auf gekrümmtem Rücken die süße Last des Weines in den Strohkörben talabwärts. Der Hunger kam mit dem frühesten Frost und die Sorge legte sich mit dem ersten Schnee auf Giebel und Schwelle. Von Jahr zu Jahr wuchs der Zehent. Die Willkür der Fronherren nahm unerträglich zu. Von der Knechtschaft schwol-

len die Wogen der Erbitterung und überschwemmten unheimlich drohend das Land. Mathis war zwölf Jahre alt geworden, als er an einem Sommertag mit dem Vater zwischen den graugrünen Rebstöcken Steine las. Die Luft des Mittags hing sonderbar lähmend und dick über den Bergen. Die Sonne verbarg sich hinter blaugelben, drükkenden Wülsten. Vom Main her zogen trübe, stahlgraue Nebel über die dürre Erde. Das niederdrückende Gewölbe des Himmels blendete in dunstiger Hitze und trieb den Schweiß auf die Haut. Mit schrillem, verstörtem Schrei schossen hastig und tief die Vögel durch den gewittrigen Dunst. Ohnmächtig und erschöpft hingen die Blätter von den Stengeln. Der Vater wischte sich unwirsch den Schweiß von der staubigen Stirn: „Komm, Bub, wollen heimgehen, ehe das Gewitter losbricht."

Sie rafften das Gerät zusammen und zwängten sich durch die schmalen Rebgassen. Als der alte Gothardt mit seinem Jungen auf dem unteren Ackerweg anlangte, fuhr ein scharfer Ruf wie ein Peitschenschlag über den Rücken: „Bauer!"

„Der Vogt, Vater, der Vogt!" rief Mathis und drängte sich dicht an den Alten. Schnaubend verhielt vor ihnen ein bestaubtes Pferd. Ohrenbetäubend schlugen die lauten Worte eines kahlköpfigen Mannes, der mit fuchsrotem, verquollenem Gesicht auf dem Gaul thronte, über die beiden hinweg. Der kleine Mathis verstand ihren Sinn nicht ganz, aber er kannte diesen unerbittlichen Redehagel von den gefürchteten Besuchen des Vogtes daheim. War dann der Vogt weggeritten, blieben immer Tränen und Kummer in der Kammer zurück. Mit großen Augen starrte der Junge auf den Vogt, dessen bedrohliche Fratze ihn wie die des steinernen Teufels in der Säule der Dorfkirche dünkte. Die konnte man auch lange anstarren und fühlte, wie dabei eine kalte

Angſt mehr und mehr den Rücken hinaufkroch. Bis man vor Schrecken mit wirbelnden nackten Füßen über den kühlen Steinboden davonrannte. Aber dieſer rotgeſichtige, lärmende Teufel auf dem ſtampfenden Roß war noch fürchterlicher, denn er hing nicht feſtgemauert in einem grauen Stein, ſondern war voll rotflackernder bedrohlicher Regſamkeit. Mit offenem Mund, gering und ungeſtalt, ſtand der Vater vor den ſtampfenden Hufen des breitbrüſtigen Roſſes. Mathis zerrte am Wams des Alten: „Komm Vater, komm!“ Da traf ihn ein ſo böſer, heißer Blick aus den Augen des tückiſchen Teufels, daß er ſchnell verſtummte. Die Worte des Vogtes wurden noch lärmender. Jetzt öffnete auch der Vater den Mund: „Es iſt nit mehr möglich in dieſem Jahr“, ſagte er ſtockend, „der Wein wirft nit mehr ab, als ich gegeben.“

„So verkauft die Kuh“, brüllte der Vogt zornig und dabei wippte die ſchillernde Hahnenfeder frech auf ſeiner grasgrünen Kappe. Jetzt entfuhr dem Vater eine helle Flamme, ſo hatte ihn der Junge noch nie geſehen. Er warf beide Fäuſte hoch und ſchrie mit weit aufgeriſſenem Mund ſo fürchterlich, daß Mathis erſchreckt ein paar Schritte floh:

„Will eher den Hals brechen, als noch weiter ſchinden! Sechs Kinder, Herr, und Euer Zins und Zehent läßt uns hungern. Ich zins nit mehr!“

„So du nit zinſeſt, beſtiehlſt du Gott! Biſt grad recht geraten fürs Fegfeuer! Mach Platz, — Bauernſchwein!“

„Ich geh ſchon, ich geh“, ſchrie der Alte kreiſchend. In dieſem Augenblick zerſpellte ein gelbgellender Blitz in grauſamer Luſt die Welt. Der Junge ſtürzte in die Knie und ſah mit ſchreckſtarren Augen das Pferd ſich bäumen wie ein rotloderndes hölliſches Untier. Mathis hörte wildes Wiehern, zugleich einen dumpfen Schlag, das Pferd raſte ſchäumend

über den Alten davon. Ein Schrei flackerte durch die Luft, da röhrte ein riesiger Donner los und warf den Jungen vollends zu Boden. Strömender Gewitterregen ergoß sich prasselnd aus dem grünschwarzen Himmel. Nach einer langen Zeit richtete Mathis sich verstört auf. Der Vater lag zusammengekrümmt auf der Erde und rührte sich nicht. „Vater!" rief Mathis.

Eine wütende hilflose Furcht riß ihn zusammen. Er kroch näher und beugte sich in fassungslosem Entsetzen vor. Ein leises jammerndes Klagen war zu hören und ließ seine Erregung unerträglich anschwellen. Sein Gesicht wurde abwechselnd kalt und heiß. Er wollte schreien, brachte aber keinen Laut heraus. Blindlings riß er an den Händen des Alten: „Komm Vater, komm!" Der Alte stöhnte lauter. Dicht und scharf schlug der harte Regen nieder. Zuweilen erhellte ein Blitz in wahnsinniger Blendung alles ringsum, dann folgte ein ungründiger, brüllender Donner. Eine Woge von Angst, Liebe, Furcht und Schrecken quoll durch den Leib des Jungen. Eiskalt griff eine überirdische Faust in seinen Nacken. Während die Kehle vor Angst fast verbrannte, schrie er: „Komm Vater, komm!"

Er warf sich über den Alten und sah in sein Gesicht. Aus dem lehmigen Grau der Stirn floß ein heller, seltsam sprudelnder roter Quell. Im weißen Licht des Blitzes sah Mathis die aufgerissenen Augen des Vaters so tief in den Höhlen, daß er vermeinte, es durchbohre die schwarze Erde seinen Kopf an diesen Stellen und als blicke er durch sie hindurch in unheimlich tiefe Schatten.

„Siehst du mich, Vater?"

Der Alte lallte stöhnend: „Geh, Bub, ... geh heim."

„Vater", stammelte Mathis, mit schwacher, heiserer Stimme und preßte seinen Kopf in das struppige Haar

ſeines Vaters. Plötzlich brach über ihnen eine hallende Hölle heißen Lichtes los — dann war Finſternis. Die Luft ſtank bitter nach Gift und Schwefel. Der Regen ſtockte, dann hieb er erneut auf den Jungen los. Als der taumelnd den Kopf erhob, ſah er die rote Quelle in der erdigen Stirn des Vaters vom Regen ausgewaſchen und verſiegt. Die Kiefer waren ſchräg verſchoben, aus den blauen Lippenwülſten ſtarrten die vom Blut geröteten Zähne. Zorn und Schrecken ſaßen wie eingehämmert in dem verzerrten ſtummen Geſicht. Unerbittlich trommelte der Regen auf das knochige Antlitz, in die wehrloſen, weiten, ſchweigenden Augen und verhüllte es mit einem ſprühenden Schleier. Der Knabe ſchüttelte ſich frierend, laut ſchlugen die Zähne aufeinander.

Er lag lange völlig unbeweglich und wartete, daß der Vater erwache. Mit der ſteigenden Zeit fühlte er neben ſich eine grauſame Gewißheit wachſen. Der Vater lag ſo reglos, als ſei er für alle Zeit verſtummt und wolle nie wieder erwachen. Eine furchtbare Müdigkeit mußte ihn überfallen haben. Der Knabe betaſtete ſeine Hände und den Hals und fühlte ſie ſo naß und kalt wie die Erde ringsum. Da wurde er ſich zum erſtenmal einer bitteren Verlaſſenheit bewußt und die wurzelhafte Ahnung vom Tode packte ihn mit unerbittlicher Gewalt.

Vielleicht kann die Mutter den Vater wecken, dachte der Junge, aber in dieſem Gedanken war der erſte wirkende Zweifel an dem Vermögen ihrer Mütterlichkeit. Trotzdem klammerte er ſich hilfeſuchend daran. Er erhob ſich, matt und geprügelt und lief erſt zögernd, dann ſchneller und ſchneller, atemlos durch den langſam ſich lichtenden Gewitterregen in das dunſtverhüllte Dorf.

Die Mutter ſtand, von geheimnisvollen Lichtern halb verborgen, wartend in der niedrigen, ſchiefen Tür.

„Mutter", ſchrie er in flammender Freude, ihre lebende Nähe zu finden, „der Vater ....."

Ein leiſer Schreckensruf entſprang ihrem Mund, dann eilte ſie mit wehendem Rock ſchnell davon und ließ Mathis allein zurück. Der Knabe ging langſam in die abenddunkle Stube und ſetzte ſich zwiſchen den ſpielenden Geſchwiſtern auf die Ofenbank. Die vielen Kinderſtimmen in der Stube verwirrten ihn mit ihrem kreiſchenden Lärm. Er preßte die kleinen Fäuſte vor die Ohren, da rauſchte es tief innen von einer geheimnisvollen Quelle. Ob dieſes tiefe Rauſchen in der Bruſt bei dem Vater nun auch verſtummt war?

Durch das kleine Fenſter drang der erfriſchte, apfelgelbe Schein des Abends nach dem Gewitter. Mathis ſaß ſehr lange und ſein Leib ſchauerte vor Kälte und Verlaſſenheit. Die Geſchwiſter zankten, ſtritten, weinten, ſpielten und lachten unbekümmert. Die kleinſte Schweſter trieb es am ärgſten. Aus Streit und Spiel ſtieg immer wieder ihr klingendes Lachen empor. Da faßte plötzlich ein blendender Zorn das ratloſe Gemüt des Jungen, der zum erſtenmal in leiblicher Nähe den Tod als gewalttätigen und unerbittlichen Teil des rätſelhaften Lebens erfahren hatte. Unvermittelt ſprang Mathis auf und ſchlug heftig mit beiden Fäuſten die Schweſter. Ihr eben noch munteres Lachen zerbrach in angſtvollem Geſchrei.

In dem Lärm bemerkte niemand, daß die Mutter eingetreten war und ſchon lange ſtarr mit halbgeſchloſſenen Augen auf Mathis ſah.

„Sie ſoll nit lachen", rief Mathis laut.

Es war plötzlich, als ſei ſein Knabengeſicht durch den Strom der Jahrzehnte getaucht und erſchien alt und erfahren, wie das eines Greiſes. Er rief mit kehliger Stimme:

„Sie darf nit lachen ... Sie muß ſchreien!"

Und darauf brüchig; in sich völlig verwirrt, unter Schluchzen:

„Ich will sie ... schreien ... s e h e n!"

Er sprang zur Mutter hinüber, die schmerzvoll und mit abwesendem Blick seinem unverständlichen Treiben zusah.

„Warum schreist du nit, Mutter?"

Die Mutter, verhärmt, ausgedörrt und bitter, stieß ihn kopfschüttelnd zurück.

Der Junge wurde blaß wie Bein und wich in den dunkelsten Winkel. Mit schreckensvoller Hingegebenheit sah er in ihr erloschenes Gesicht. Es war von zerfallener, grüngrauer Stummheit, aber furchtbarer als das des Vaters, weil es sich noch, trotz Todesfrost und Todesfurcht, bewegte. In den Augenwinkeln hing ein glimmendes Tränenrinnsal, vom Schmerz festgefroren. Aus der leeren Blässe der Wangen klaffte erdschwarz der Schrund des Mundes.

Das taube Abendlicht war vollends versiegt, als vier Bauern eine große, grob gezimmerte Kiste über die Schwelle ins Zimmer trugen, unbeholfen in die Kammer setzten und nach einem beklommenen Bittgebet wieder stumm davontappten. Als die kleinen Geschwister in ihren Betten lagen, saß die Mutter lange und von der Nacht umdüstert in einem Winkel. Sehr spät hörte der Knabe, wie die Mutter sich erhob und in ihre Kammer ging. Er aber kauerte immer noch unbemerkt in seiner Ecke.

Leere Oede begrub die beiden Wachenden unter der furchtbaren Menschenohnmacht gegenüber dem Tode.

Den Knaben hielt es nicht mehr, er ging durch die Dunkelheit tastend bis zur Kammertür der Mutter.

„Mutter!"

„Was willst du, Mathis?"

„Sei gut zu mir."

Nach einer dumpfen Weile ihre ferne, ferne Stimme, die seinem geringfügigen Kummer kaum galt:

„Warum soll ich gut sein, wenn du deine Lieben schlägst?"

Er hörte ihren ächzenden Atem.

„Ich kann dich jetzt nit sehen, Mathis."

„Warum kannst du mich nit sehen, Mutter?"

„Ich bin blind vor Schmerz."

Der Knabe preßte die Stirn gegen das rissige Holz der Tür und stammelte:

„Ich sehe aber dein Gesicht, Mutter."

„Du kannst nit mein Gesicht sehen, Mathis, denk an des Vaters Gesicht. Die Toten haben mehr Recht als die Lebenden."

Die Stille, die folgte, war so leer, daß der Junge seine Schläfen am Holz pochen hörte.

„Du mußt jetzt schlafen gehen, Mathis."

„Ich darf nit schlafen, Mutter."

„Du mußt jetzt dem Toten Ruhe geben."

„Ich kann jetzt keine Ruhe geben, Mutter."

„So sei still und wart auch auf den Morgen."

„Ich kann nit warten auf den Morgen, Mutter! Ich muß mit dem Vater sprechen."

„Die Toten sprechen nit mehr, Mathis."

„Aber ich höre doch seine Stimme! und viele Stimmen ringsum, Mutter!"

„Ach, gib doch Ruhe jetzt, Mathis!"

„Ich kann nit Ruhe geben, Mutter."

„Geh, Mathis, geh! Meine Kraft ist zu End."

Da war es ihm, als sei die Unerschöpflichkeit ihrer Mütterlichkeit ausgeschöpft und er war nie wieder so nackt und einsam, wie jetzt.

Der Knabe tastete sich wankend an den Sarg heran,

und saß lange davor. Nun erfuhr er schmerzlich, daß er größer war als die Mutter — sie war vor dem unbegreiflichen Tod des Vaters verstummt, hohl und ausgeronnen, wie ein tönern Gefäß, das eine unirdisch starke Hand zerbrach. In seinem Herzen jedoch wurde es immer wacher und wacher, es begann heiß zu sieden und zu brodeln, als koche ein unheimliches Feuer in seinem Blut und machte die leere Hand unruhig und voll drängender Unrast. Aus der schwarzen Erde des Todes, darin alles umher gebettet war, begann eine heimliche, machtvoll getriebene purpurne Kraft zu wurzeln und zu wachsen. Eine neue, nie gekannte, regsame Lebendigkeit rann zitternd durch den schmalen Leib des Jungen, bis in die Spitzen der erregten Finger. Aufgestört saß er in einer gedämpften Gebanntheit. Mausgraues Licht huschte durch die Kammer und schnitt die Umrisse des Sarges gewaltig und übergroß aus der Schwärze. Da sprang der Knabe heiß getrieben auf, suchte unter seinen Sachen in einer Kiste ein Stück gebrannter Kohle und verharrte, den kühlen Kohlebrocken bebend umklammernd, vor dem Sarg des Vaters. Mitleid und Sehnsucht nach dem Antlitz der Mutter überkam ihn, und ihm war, als müßte er dem Vater ihren Schmerz mitteilen. Dann würde er sicher auch erschrecken und die Glieder regen und aufstehen und in die Kammer hinübergehen an ihr Bett. Zu unerhörter Lebendigkeit brach brennender Schöpfungsdrang in ihm auf. Erschrocken gewahrte der Knabe, wie seine Hand auf dem roh zusammengefügten Deckel des tannenen Sarges die harten, schwarzen Umrisse des Gesichtes der Mutter hinstrich. Sein ganzer erwachender Wille trieb die Hand eilend zu scharfer, ungefüger, aber erlösender Form. Die Last eines antreibenden Zwanges ließ die beengte Brust stoßend atmen. Schwarz starrten die Augenlöcher ihn an und er sah

hindurch bis auf einen rätselhaften Grund, aber als Antwort kam nur das furchtbare Schweigen von den frostblauen Lippen des Vaters aus der Tiefe, und er hörte darüber das eigene Herz laut hämmern. Der Tod unter ihm war still und kalt, sein Leib aber ganz heiß und laut und viel mächtiger als der Tod, das rührte unverständlich und gewaltig an seiner Seele. Der knirschende Kohlenstift riß in den Umrissen des knochigen Gesichtes eine klaffende, verzerrte Kluft, das war der Mund der Mutter, dem ein furchtbarer Schmerzensschrei entstiegen sein mußte.

„Mutter", stöhnte der Knabe.

Mit aller Liebe und in großem Mitleiden wollte er von neuem das Antlitz der Mutter dem Vater, der im Holz so starr gefangen war, zeigen. Eine kerzenhelle Wärme, wie er sie in sich brennen fühlte, würde auf das kalte Gesicht tropfen und den Vater sicher wecken. Da aber fühlte der Knabe die tödliche Stummheit und das Unvermögen der auf dem Holze hin- und widerfahrenden Hand.

Tiefbestürzt hielt er inne. Er dachte mit aller Willenskraft an das Muttergesicht, so sehr, daß sein Herz schnell wie eine lärmende Feuerglocke schlug. Abermals setzte die Hand an, kreischend splitterte die knirschende Kohle und zerstäubte.

Da weinte der Knabe, seit dem tödlichen Gewitter am hohen Mittag zum erstenmal, bitterlich.

Er rannte durch die kleine Stube, riß die Kammertür auf und warf sich über der Mutter Leib:

„Mutter", schrie er — und leise von Tränen warm und erlösend umströmt:

„Mutter!"

* *

*

Der Maler Mathis Gothardt hatte sich, als er geendet, jäh erhoben. Er stand breit und stark vor dem Greis hingebaut, seine Fäuste waren entschlossen geballt, der Kopf sprunghaft im Nacken geduckt, die Muskeln sprangen scharf aus Hals und Schläfen, die Augenlider waren verkniffen und von kleinen Falten umspielt, die zeigten, daß er alles Nahe scharf erfaßte und gleicherweise die fernsten Dinge kühn in seine Nähe holte. Er zitterte vor verhaltener unbändiger Kraft:

„Ich geh' jetzt ans Werk, Herr Präzeptor. Seht, wenn ich nit so tief erfahren hätte die Gewißheit der Wandlung von Tod in Leben, dann müßten meine Hände erstarren zu Eis, das Holz der Lindentafeln im Werkraum draußen vermorschen, noch zu dieser Stund, und die Farben zerfallen zu Aschen."

Hart, in zusammengerafftem Willen, preßten sich seine Zähne zusammen. Er atmete hörbar:

„Laßt alle Mächte des Todes und des Teufels wider mich sein! Ich will sie besiegen!"

Er riß das Gesicht hoch, seine Stimme scholl hart und herrisch:

„Laßt mich mit meinen Händen allein!
Laßt mich mit meinem Tod allein!
Ich will's bestehen abermals!"

* *
*

Durch das hohe Fenster des Werkraumes brodelte bienenbraun das fließende Dämmerlicht des Herbstabends. Hell geschärft und leuchtend wuchsen zwei große Lindentafeln vor dem Maler auf. Er stand reglos, den hageren Kopf tief

geſenkt, mit ſchlaffen, hängenden Armen lange davor. Dann riß er mit wildem Blick den Kopf hoch empor, ſeine Hände ergriffen feſt und ſicher das unerbittliche Werkzeug der Wahrheit, eine purpurbrennende Woge von Schaffensdrangſal trieb ſeine Hände an den leeren, nackten Stoff vor der Schöpfung.

Mathis Gothardt begann zu malen den Altar von Iſenheim.

Die Stunde brach über ihn herein, von der geſchrieben iſt: „und es ward Finſternis über das ganze Land und die Sonne verlor ihren Schein".

Es kamen die endloſen Stunden und Tage, da der blind grundierte Raum der Tafel ſich mit der furchtbarſten Weltennacht füllte.

Inmitten grauſigſter, grünſchwarzer Verfinſterung hängte Gothardt die rieſige, wächſern erloſchene Lebensfackel des Menſchenſohnes. Alles Leben der Welt war in dieſem Leib der Leiber aufs furchtbarſte zu Tode gebracht. Dieſer Leib hatte grauſamſtes durchlitten, vom bäumenden Schmerz, verzerrter Qual, menſchlicher Folter, tiefer Ohnmacht bis zu Todesangſt, Todesnot und Todeskrampf.

Noch waren die eiſendurchnagelten Finger grindig zerſetzt, hilflos geſpreizt und wie feuergekrümmte Blätter bräunlich vertrocknet. Der Leib hing ſchwer in den Gewichten der ſehnigen Arme, die Rippen ſtarrten knochig aus dem gelbfahlen Gebirge des Leibes, von deſſen ſchwerem Gewicht ſich die Enden der zerſplitſſenen Querhölzer des Kreuzes erdwärts bogen. Letzte Grauſamkeit klammerte die blutgeronnenen Klumpen der Füße ineinander, zerrte ſie in eins und hämmerte ſie mit einem ſtarken, kreiſchenden Nagel an den Kreuzſchemel. Das gelbgilbe Licht der Fäulnis und Verweſung umgeiſterte ſtarr und giftig das furcht-

bare Inbild irdiſchen Elends. Es gleißte mißfarbig und eitrig auf den zerſchundenen Bruſtkorb, glitt fahl über dornenzerſplíſſene Schultern, Hüften, Schenkel und Knie. Aus dem erdbraunen, ſteifgewordenen, falben Leib klaffen die unzähligen Wundmale, in denen roſtig das geſtockte Blut geronn. Wehrlos hing der gemarterte Kopf unter dem tükkiſchen Geſtrüpp des Dornengewuchers, in dem grünliche Fäulnis niſtete, zur Seite. Der klaffende, halboffene, blaue Mund wurde in dem verſtummten Geſicht eine Höhle erſtarrten Grauens, und ſchrie nie mehr. Die ſchonungsloſen Schreckniſſe ergoß der Maler mit unerbittlichem Wahrheitsdrang in den überlebensgroßen, gekreuzigten Giganten tiefſter Menſchenohnmacht.

Es vergingen furchtbare Tage und Nächte für den Maler, da er von ſeinen Händen den lebenden Gottesſohn erbarmungslos ſterben und vergilben laſſen mußte. Wenn Verfall und Fäulnis, Blut und Eiter der berſtenden Haut ſeine Kehle von Qual und Ekel würgen machte, ſammelte er mit dem ſchreckvoll ſich bewegenden Pinſel in dem zerſchliſſenen Lendentuch eine düſtere, verlorene Helligkeit. Die Kraft der Kunſt und die Gier zur Wahrhaftigkeit hielten ſeinen Körper aufrecht und füllten die Hände mit treibendem Leben. Die Kraft des künſtleriſchen Vermögens erlaubte Gothardt, dieſe letzte Wahrheit darzuſtellen und auszuſprechen; ſie ließ ihn das Schauerlichſte und Furchtbarſte malen. An einem frühen Morgen, die großen Fackeln brannten noch in den eiſernen Haltern, überkam den Meiſter ein ſo überwältigendes Mitleid mit dem Gemarterten, daß er den Pinſel tief in ein friſches, erquickendes, wärmendes Kirſchenrot tauchte und neben den Geſtorbenen einen geringen, aber ſehr tröſtlichen, roten Farbhügel legte und das ſchmerzende Augenlicht darin badete. Für eine raſtende Weile vermein-

ten die Blicke auf dem sommerlich reifgekochten Rot eines beerenbewachsenen Abhangs im Spessart ruhen zu können. Dann aber raffte die Hand sich von neuem zu unerschrokkener Notwendigkeit auf und sammelte das schimmelgrüne, ersterbende Weiß des Leichnams in die erbarmungslosen Umrisse. Es war ein bitteres und tödliches Weiß, dem alles Leben entfloh.

„Falls du mich dieser Not entkommen läßt, Herr Gott", gelobte er leise und voll Demut in seinem Innern, „will ich die Sonne der Auferstehung jubeln lassen mit aller Kraft, deren Erde und Himmel fähig sind."

In den todüberschatteten Tagen und Nächten beugte sich seine Lebensflamme tief unter dem Sturmstoß der Wahrheit. Er fühlte die warme Lebenskraft in seinen Adern immer kälter werden, nur widerwillig folgte der Pinsel der weisenden, klammen Hand, das Grauen des Todes fraß sich tiefer und tiefer in Mark und Bein. Die Not wurde so eng in ihm, daß er fast erstickte.

Oft, wenn der Präzeptor Guido Guersi lautlos in den großen Werkraum trat, dünkte es ihn, als sei die in Finsternis und Tod versunkene Tafel gleich einem tiefen Bergsee der Vogesen, der das Antlitz des Meisters spiegelnd empfange und darob entsetzt erschauerte bis in den letzten Tropfen seiner grundlosen Tiefe. Auch den Greis würgte Qual und Not und rann bis in die verborgenste Kammer seines späten Lebens.

Das hingegebene Gesicht des Malers erschien ihm ganz entrückt, glanzlos und blind. Er starrte lange auf den gebeugten Rücken und wußte nicht, ob eine tiefe Demut ihn krümme oder die lastende Wucht einer riesigen Wahrheit. Er sah lange und schmerzlich auf die furchtbar tätige Lebendigkeit der Hände Gothardts. Dann aber wußte er, aus

einer tief entsprossenen, rettenden Erkenntnis, daß solch letzte Wahrheit nur dieser Maler aussagen durfte, weil er letzter Form fähig war. Sonst würde die Menschen nicht jene Erschütterung schütteln, die im Schmelztiegel des menschlichen Herzens alle künftige Kraft und Stärke gebiert, sondern der Ekel sie würgen, das Entsetzen lähmen und sie vor Grauen zerstören. Hier aber sprang ein Größeres von dem Bild des Entsetzens in die menschliche Seele, ja, eine stärkende, verheißende Gewißheit. Es war die unerbittliche Einfachheit und gewagte Gewalt der Darstellung dieses rätselvollen, unheimlichen Deutschen, der ohne Brücke in dieser Zeit stand, die das vollbrachte. Ohne Zagen, kühn, frei, stark, erhaben und unerschrocken hatte er diesen letzten Tod gewagt. Mutig, tief und frei überwand Gothardt Schauer und Grauen durch die Kraft der gesegneten Hände, die den Sinn offenbarte, der immer galt und gelten wird: daß stets von neuem die Liebe das letzte Opfer bringen muß, um allem Tod zum Trotz die Vergänglichkeit zu überwinden.

Träge und unausweichlich schlichen die endlosen Wochen. Immer ausgehöhlter und hinfälliger erhob sich der Maler im ersten Morgendämmer nach unruhigem Halbschlaf und schleppte sich an die Tafeln, die unerbittlich und stetig ihrer Vollendung zuwuchsen. Gothardt preßte die blauschwarze Weltennacht klammernd um die grünliche Fäulnis des erloschenen Christusleibes. Weit, öde und schwarz raunte die gestorbene Erde. Von ihren Zwielichten, vom toten Schein und Widerschein umgeistert, stöhnte stumm die hügelverdeckte, heimatliche Rheinebene. Letztes, verglimmendes Leuchten sandten die verwesenden Pflanzen, Gräser und Bäume in diese Nacht des Weltenschicksals. Eine mitternächtige Farbwoge sog den nackten Körper des Gekreuzigten in den grenzenlosen Atem der Allmacht. Gothardt riß das ganze

Weltall in dieſen Tod und ließ die ſchwarz-verödete Nacht machtvoll reden in ihrer Stummheit.

Der gigantiſchen Tatſächlichkeit des Todes gegenüber verloren ſich die Nichtigkeiten menſchlichen Jammers in den Geſtalten der Maria, die von Johannes geſtützt wurde, und der zu Boden geworfenen Magdalena, deren Hände ſich wie erfrorene Zweige verklammerten. Machtvoll aber baute Gotthardt zu Seiten des Gekreuzigten den Täufer, der mit unerbittlich weiſendem Finger das furchtbare Geſchehen deutete und wortlos und weithin kommende Kunde gab:

„Illum oportet crescere, me autem diminui — er muß wachſen, ich aber werde vergehen."

Honiggelb überflutet, war Magdalena ſichtlich in irdiſchem Schmerz verſunken. Der Lieblingsjünger, in das weidwundwehe Rot ſeines Mantels gehüllt, ſtrohhaarig, mit mitleidendem Antlitz, fing Maria mit ſchützendem Arm. Sie wurde vom Anprall eines ungeheuren Schmerzſtoßes gewaltſam zurückgeſchlagen. Im Gletſcherweiß ihres Gewandes raffte Gotthardt das letzte Licht dieſer nächtigen Welt. Es war das eiſige Weiß, das zwiſchen Sonne und Finſternis erbarmungslos und jahrtauſendalt verharrte. Dieſes Weiß warf ein gnadenloſes Licht auf das leidgefrorene Antlitz der Mutter. Das Tränengerinnſel erſtarrte wie der Mund, der in lautloſem Entſetzen vor dem Unbegreiflichen einmal ſchrie. Unſchuldig, von wärmerem Weiß überſtäubt, wartet das Lamm am Fuße des Kreuzſtammes.

Alle Farben, — das Braun des Fellrockes, das hohe, beſchwichtigende Rot des Täufermantels, das Borkengrau der Geſichter, das goldbeſtaubte Gelb der Magdalena, waren dieſer Finſternis und eiſigen Kälte des Todes gleicherweiſe überantwortet.

Die Welt war vereinſamt, wie vor dem Beginn der

Schöpfung. Dieſer Schmerz war vollkommen allein, dieſer Tod ließ keinen Raum für Schächer, Volk und Knechte.

Dieſer Tod war voll maßloſer Herrſchaft.

Die gepeinigten Hände des Malers füllten nur noch mühſam und mit letzter Kraftanſtrengung die ſcharfen, dichten Umriſſe mit der kühnen Wucht der Farben. Schweiß völliger Erſchöpfung ſtand auf ſeiner Stirn.

Unruhig, in wachſender Sorge, umgab ihn der Präzeptor Gueriſt. Das Werk Gothardts brannte ſich immer heißer in ſeinem Herzen feſt und gab ihn nicht mehr frei. Er verließ kaum noch die Werkſtube.

Mit der Jahresneige ging die Kreuzigungstafel zu Ende.

Des Malers Hand hob ſich nicht mehr.

In Strähnen, Fetzen und Franſen hing die Seele Gothardts im ausgebrannten Leib.

So kam der Morgen, da Mathis, der Maler, zerſchlagen und ohne Kraft, zu Tode ermattet, die Augen ſchloß. Die furchtbare Schlacht des Lebens mit dem Tode war geſchlagen.

Ein grünſchwarzer Wind ſog die Tafeln, Geſtalten und Farben über ihm auf. Grünſchwarzes Waſſer umſpülte die Welt und quoll ſtrudelnd um ihn. Er ſank ſtöhnend zu Boden.

Und es wurde Finſternis.

Plötzlich jedoch fühlte der Maler eine gelbe, ſonnenbrüllende Flamme aufſchießen, ſie zerrte die Kleider in Fetzen vom Leibe und riß ihn empor in die herrliche Gewalt göttlichen, leidenſchaftlichen Lebenslichtes.

* *
*

„Ich begehre die andern Tafeln des Isenheimer Altares zu malen in Seligenstadt", sagte Gothardt an einem schneeschweren Dezembermorgen zu dem Präzeptor Guersi.

„Es wird aber eine beschwerliche Reise, Mathis."

„Jede Reise ist voll Beschwer, aber die Heimat lockt mich warm."

Da ließ Guido Guersi den Maler ziehen, Dank, Gruß und Segen schallten ihm durch die winterliche Luft nach. Nach den mühevollen Tagen einer langen Reise gelangte der Maler in das kleine Mainstädtchen Seligenstadt, drei Stunden Wegs unterhalb Aschaffenburg, wo er seit Jahren seine Werkstatt betrieb. Nah und vertraut nahm die Wärme der gedrängten Häuserzeilen ihn auf.

Lange Tage und Wochen vergingen und fielen schaffensgefüllt in die Bodenlosigkeit der Vergangenheit.

Arbeits- und farbendurchrauscht strömte die Zeit um ihn ihren Lauf und die unermüdlich tätigen Hände Gothardts gebaren die acht aufwühlenden Tafeln, die den Isenheimer Altar vollendeten.

Das Geheimnis der Farben, den Elementen und ihren Gesetzen verschwistert, ergründete der Maler aus tiefer Vertrautheit mit ihrem Wesen. Seine Farben waren eigenwillig und gewalttätig, wie jede Notwendigkeit gewalttätig sein muß. Keimhaft wurzelten die Farben in der ewig bewegten, ringenden Malerseele und wuchsen unter der Gnade und Wärme seiner Hände zu blühendem Wachstum. Von letzter Fesselung befreit, zauberten sie den Abglanz der Ewigkeit in allen irdischen und unirdischen Erscheinungen. Im geeinten Dasein lobsangen sie ihr elementares, dämonisches Eigenleben.

So hob der Maler Mathis Gothardt seine Tafeln in das urgezeugte Licht der unvergänglichen Schöpfung, selber mit

Leib und irdischem Wesen in dem Schatten seines Werkes dunkel und dunkler verlöschend.

Neben der Kreuzigung fanden die gedämpften Farbenklänge der Heiligengestalten von Antonius und Sebastian Platz.

Tiefer, geheimnisschwerer Frieden eines hügeligen Flußtales nahm der Grablegung alle Schrecken. In ihr wuchsen die mütterlichen Hände zu einem tröstlichen Gleichnis des Friedens.

In rotgoldner Sonnenfülle brachte der Erzengel Gabriel der schamvoll und selig lächelnden Gottesmagd die Verkündigung. Diese Tafel durchleuchtete der Maler mit inniger Liebeskraft.

Aufstrahlte klingend die Musik der englischen Heerscharen und umjubelte das Wunder der Geburt. Die mystische Welt seiner Zeit wurde von Gothardt verklärend gebannt. In aller Erdenschönheit jubelten die Farben und sangen einen buntrauschenden Lobpreis aller Kreatur. Da glühte eine Rose, flammend und rot, zu Häupten der selig lächelnden Mutter, da erscholl der Himmel vom lodernden Feuer der Freude. In hellem Rot schwang ihr Gewand, als sei es vor Glück selig erschrocken, und barg sich im strömenden Sommerblau des weiten Mantels.

Emporgerissen aus der gesprengten Gruft, von innen her durchglüht und in Licht aufgelöst, saugte die zusammengeballte, gelbweiße Sonnenkraft den Auferstehenden empor. Der zerfetzte Mantel wehte in die tiefe, violette Grabesnacht zurück.

Auf die beiden innersten Flügelgemälde setzte Gothardt den Eremiten Paulus in einen öden sumpfigen Urwald voll tiefer Unergründlichkeit. Was an erschreckender Kunde kühne Seefahrer von fremden, neu entdeckten Ländern er-

zählten, strömte der Maler voll Geheimnis und Einbildungskraft in dieses Bild. Ein Heer von Dämonen stürzte in schreiendem Ueberfall auf den einsamen Greis. Umwuchert von grausigen Gespenstern und Fratzen wehrte sich der Ueberfallene mit verzweifelt schrillem Lachen.

In der geläuterten Einsamkeit der Eremitentafel, da Paulus in tiefem Gespräch mit Antonius sitzt, baute der Maler Mathis Gothardt sich und dem Abt Guersi ein bleibendes Mal. Zu ihren Füßen blüht an einer Quelle Hahnenfuß, Klee und Mohn. Steinalt und moosbewachsen ragten die Felsen, überspiegelt von grünblauen Schneegebirgen. Bedächtig, voll tiefer Ruhe und Sicherheit nach schwerem Kampf, ging ein Gespräch von Mund zu Mund und es mag des lodernden Malers kreisende Erkenntnis eine Regenbogenbrücke zwischen ihnen bilden: Wachstum und Fäulnis, Aufgang und Untergang, Anfang und Ende werden umschlossen von einem Letzten, Späten und Allerbedeutsamsten:

„Eines ist tief im andern verwurzelt."

* *
*

Fünfzehnhundertsechzehn, vier Jahre nach dem ersten Pinselstrich an der Kreuzigung, war die letzte Tafel des Wandelaltars für die Antoniterkirche zu Isenheim in der Seligenstädter Werkstatt vollendet worden. Die Tafel der Geburt Christi mit dem Engelkonzert wollte der Maler Mathis Gothardt auf einem Schiff mainabwärts bringen, dann den Rhein hinauf bis Straßburg und von dort in einem Wagen des Klosters durch das Elsaß nach Isenheim, wo der Greis Guido Guersi ihrer harrte.

Der Herbſt lag mit ſüdlichem Zauber auf der ſonnenreichen Mainlandſchaft, als die Knechte die Taue vom Ufer löſten und das breite, flache Schiff, die koſtbare Fracht im vorderſten Raum ſicher geborgen, von Seligenſtadt abſtieß. Hinter den wehenden, lichtdurchſprühten Schleiern des Morgennebels verſchwammen die ineinandergeſchachtelten, vertrauten Häuſergiebel, flatterten davon und löſten ſich mit zärtlichem Wohllaut in Schimmer und Glanz auf. In tiefer, ſtrömender Ruhe trug der Lauf des Mains ſeine Laſt auf geduldigem Rücken, an vielen Booten und Fiſchernachen, Häuſern und Weilern, Dörfern und Städten vorbei; alle und jedes ſtumm grüßend, nirgends aber verweilend. In ſtillem Glück ließ ſich Mathis Gothardt, ſeinem Werk noch körperlich nahe und zu eigen, von den eilenden, grünen Gründen dahintragen.

Mit gelaſſener Kraft drängten die Hügel und Ebenen ſich an den unaufhaltſamen Lauf des Fluſſes, rauſchende Wälder miſchten ihr goldbraunes Geläute mit dem ſilberhellen Sprudeln des lauteren Waſſers. Ferne und regungslos verharrten in bläulichem Dunſt die heimatlichen Berge. Nahe aber ſpiegelten Schilf und Weiden, Pappeln und Sträucher ihre vielfältigen Geſichter auf der glänzenden Fläche des Stromes. Von weizenweißer Fülle ſchwer beladen, miſchte der Atem fruchtbarer Felderweiten ſich mit dem grünen Glaſt des klaren Waſſers. In großen, geduldigen Schleifen, voll verhaltener Sehnſucht, wogte der Main ſeiner Vermählung mit der giſchtenden Kraft des ſtarken Rheines zu. Frankfurts vieltürmige, grauſteinerne Baſtionen, Mauern, Türme, Feſtungen, Giebel und Kirchen hielten ſtolze und ernſte Zwieſprache unter der unendlichen Wölbung des durchſonnten Herbſthimmels. Dann entſchwand auch die ſtattliche Mächtigkeit der großen, alten

Reichsstadt den dürstenden Blicken des Malers, der, wie das Auge des Schiffes, Stunde um Stunde an der breiten, braunen Bordwand stand. Sein waches Herz hielt inbrünstige Rede und Gegenrede mit den sanft dahingleitenden Uferseiten. In flimmernden Feuern erglühten die Rebhügel, einer im andern brüderlich verwachsen. Glühender Süße voll, lasteten die Dolden der Trauben wie graugrüne Heere an den Stöcken. Männer, Frauen und Kinder, die man am Ufer erblicken konnte, schienen als ein bewegter Teil des sonnengetränkten Daseins.

Stunden und Tage zogen feurig durch die geschwungenen Buchten der Täler und erhaben über die Hügel und Wälder. Die Sonne glühte die süßen Säfte an starken Stämmen, der eilende Strom mengte die fruchtduftende Reise mit seinem feuchten Atem, und ließ sich von dem dürstenden Maler freudig genießen. Blau wie ein fränkischer Steinkrug wölbte sich der Himmel, rosa gefärbte Wolken schwammen selig berauscht in seinen Tiefen. Voll honiggelber Stille kamen die Abende und mit ihnen gewannen die schwellenden Farben der sinkenden Tage Gewalt. Das spiegelnde Antlitz des Stromes erzitterte vom Geschenk der leuchtenden Farben, die er, verborgen rauschend, empfing. Stetiger füllte der würzige, grünblaue Abend die Schale des Himmels, licht, unbekümmert und unbeschwert, vom Nachglanz der Sonne genährt, verdunkelte das geläuterte Abendlicht, das die Nacht nur zagend und zögernd empfing. Der wohltätige Glanz des Landes floß still in das Herz des Malers. Den treibenden Wassern entstiegen Feuchte und Frische, von den Ufern duftete es süß und bitter von Kräutern, späten Blumen, Gräsern, Klee und Schilf. Ueber die schmeichelnden, flimmernden Wellen sirrten gläsern Libellen.

Mathis Gothardt stand über dem Raum, der die Tafeln

barg. Sie waren gereift im Herzen und in den Händen, als die Reben seines Lebens, umstürmt und umfrostet von Gefahr und Not, geglüht von den Sonnen der Leidenschaft, des Glaubens und Hoffens, gekeltert in den Pressen des Todes und nun zu köstlichster Reinheit und Reife geerntet, unter Schweiß und Mühe des menschlichen Daseins.

So trieb das Schiff dahin, und die hölzernen Wände umhüllten warm und schirmend die Früchte der ewigen Kunst.

Bald wird nun die Nacht gänzlich einfallen und die Gestirne müssen in die sichtbare Allmacht ihrer Bahnen ziehen. Aus Perlmutter und Silber geschmiedet dehnte sich die gleitende Ader des Maines dem nahen Rheine zu.

Fremdartig und dunkel, wie ein erdenfremdes, reisiges Heer, fiel ein Schwarm ziehender Kraniche aus der gestirnten Nacht in den raschelnden Schilf. Den rauschenden Schwingen entstieg ein hoher, ferner und ferner dahinhallender Sehnsuchtsgesang.

Und mit ihm verschwendete sich das Herz des Malers Mathis Gothardt an das Nahe und Endlose, Erlangte und nie Erreichbare fort und fort.

Die gebrochenen Hände

Eine Tilman Riemenschneider-Erzählung

Das große Fragen

Tagelang hatte der Herbststurm über das Maintal gefegt, dann war eine große Ruhe eingetreten, aber sie war trügerisch und machte nur dem kommenden Naturgeschehen Raum. Langsam überzog sich der Himmel mit grauen Wolkenbergen, immer tiefer senkten sich die schweren Massen auf das Land und dann ergossen sich unfaßbare Wassermengen über die Erde. Tagelang und unaufhaltsam. Von unsichtbarer Gewalt gehoben stiegen die Wasser des Mainес immer höher. Sie rissen und zerrten an den Mauern und Häusern, die sie schon erreicht hatten, gaben sich nicht zufrieden mit dem schon Verschlungenen, brandeten höher, zogen in ihre kreisenden Strudel Holz, Hausgerät, Dächer, Tiere und alles, was sich ihnen hilflos ergeben mußte.

Ueber die Menschen der Stadt Würzburg war 1523 wieder eine große Not gekommen. Sie waren es ja schon gewohnt. Oft schlug sie die harte Hand des Schicksals, dann mußten sie sich wehren oder — ergeben. Unter der Last dieses neuen Geschickes beugten sie die Köpfe. Es half kein Aufbegehren. Ueber ihnen hing etwas Bedrohliches, Unbegreifliches. Sie wußten nicht, was es war. Aber wie eine Faust drückte es. Die Faust preßte sie immer härter,

erbarmungsloser. Ihre Nacken bogen sich, und langsam wich die wilde Verzweiflung und eine kalte Angst kroch an ihren Leibern hoch. Die Augen waren stumpf und ihre Hände müde. Sie dachten „Gott läßt es geschehen".

Da wurden ihre Hände noch müder.

Vom Turm des Würzburger Domes hob sich der Klang der Glocken, schwang mit peitschenden Schlägen immer höher und greller. Die Erzstimmen zerrissen die lastende Stille, durchdonnerten die grauen Tücher des dichten Regens. Die Menschen der Stadt versammelten sich in ihrer großen Not auf dem weiten, freien Platz vor der Kirche, deren aufragende Wände der Regennebel verbarg. Wie eine dunkle Mauer drängten sie sich in ihrer Hoffnungslosigkeit aneinander. Durch ihre kalten Hände glitten Rosenkranzperlen. Tonlos murmelten sie das Paternoster, preßten das Ave Maria durch die verkniffenen Lippen. Aber das Regenrauschen übertönte das Menschenbitten. Das Dröhnen der Glocken verebbte. Die Gesichter der Wartenden leuchteten fahl durch nasse Schleier, vergrämt und in nackter Trostlosigkeit. Inbrünstig umklammerten die Hände Kruzifixe. Der Regenhimmel hatte sich noch tiefer gehängt und drohte sie fast zu verschlingen.

Da wurde die trübe Dämmernis jäh hell und feierlich durchbrochen. Weit öffnete sich das Domportal; strömendes Licht blendete sie. Wärme und Glanz waren wie ein tröstlicher Mantel, der sie umfing. Aus der weiten Kirchenhalle kam langsam eine Bittprozession. Die drängende Menge wich scheu auseinander und bot dem Zug eine breite Gasse. Reglos hingen die bestickten Standarten, prunkvoll leuchteten Priesterornate, gelb, weiß, purpurn. Golden blinkte die Monstranz über schwingende

Weihrauchfässer. Mönche und Nonnen, die Gesichter in den schwarzen Kapuzen verborgen, erhoben einen fremden Bittgesang. Er stieg auf müden Flügeln hoch, aber der strömende Regen verlöschte ihn gleich den brennenden Kerzen. Da kam ihnen ihre große Hilflosigkeit zum vollen Bewußtsein, und in der Verzweiflung über ihre Sünden, die sie verstört aus der Erinnerung suchten, zerrten einige Mönche kurze Knotenpeitschen aus ihren Gürteln. Auf die entblößten Rücken klatschten Schläge. Wieder erhob sich der Gesang, lauter, inbrünstiger. Aus der Menge löste sich ein Frauenweinen. Die Kinder jammerten ratlos und ängstlich. Die Priester riefen und schrien in die Menge:

„Kyrie eleison! — Hilf Maria, hilf —."

Wo war die Macht, die sie anriefen? Wer konnte helfen?

Das Wasser des strömenden Mains stieg. Unaufhaltsam und ohne Gnade schwoll es, und hatte bald die höhergelegenen Straßen erreicht. Und die Himmel hatten kein Erbarmen. Es mußte jetzt Mittag sein, aber es war grau und dunkel wie am späten Abend.

Die Arbeit vieler tätiger Hände, ihre Häuser und die oft so kärgliche Habe sollte weggeschwemmt werden. Warum gab es keine Hilfe?

Die Prozession war wieder in den Dom zurückgekehrt. Die Pforten hatten sich hallend geschlossen. Was eben an Wärme und Trost über sie hinwehte, versank. Sie standen wieder allein. Langsam gingen die Menschen in ihre Häuser zurück. Die Aermsten fanden bei den Bürgern der oberen Stadt ein schützendes Dach. So verrann der Nachmittag. Unmerklich ging das Tagesgrau in die Nacht ein. Sie suchten Schlaf, aber die Angst ließ ihnen keine Ruhe.

Wo die ziehenden Wasser ihre Strudel um die Häuser zogen, wachten ein paar Männer aus der Stadt. Alle drei Stunden wurden sie abgelöst. Unmerklich zogen sich die schweren Regenmassen auseinander, und als der Nebeldunst sich hob, stand die Mitternacht ungeheuer über ihnen. Die Männer lauschten den Stimmen der Elemente. Ihre Sinne waren schmerzhaft gespannt. Das mächtige Rauschen und Ziehen des Stromes wurde leiser. Ein erster Stern silberte lautlos aus der Schwärze der Nacht. Da wußten sie, daß die große Gefahr vorüber war und schickten Boten in die Stadt, die anderen zu holen. Blind von Schlaf und Sorge kamen die Frauen und Männer, standen erregt, mit hastendem Atem, als sie sahen, daß die Wasser nicht mehr stiegen und die Wolken sich verzogen. Die Not war gebannt. Kalt und fern, aber voll tröstlicher Sicherheit, stand der Stern. Sturm stößt durch die Dunkelheit. Die letzten regenschweren Wolkenballen schoben sich immer eilender davon. Aus der Weite rief ein Nachtvogel. Sein Ruf fiel klagend in das Windgebraus. So oft hatten sie das gehört, aber nun erschien er ihnen völlig neu und es überkam die Menschen ein verhohlener Dank.

Neue Sterne stiegen aus der schwarzdurchwehten Nacht. Als eine Stunde vergangen war, wölbte sich der Himmel klar und unbedeckt über ihnen. Da wuchs eine heiße Freude in den Herzen. Ihre Zungen lösten sich. Noch einmal malten sie das Bild der Gefahr, als müßte es ihnen nun erst besonders deutlich werden, wie groß das Glück sei, das ihnen gegeben war. Keiner dachte daran, heimzugehen. Einer suchte den andern, besprach sich mit ihm und die Worte waren wie ein stilles Händereichen.

Ein erster Morgenwind wehte über die befreite Erde, über Wälder und Aecker und den sinkenden Strom.

In ihren Herzen trugen ſie voll Kraft und Hoffnung den Dank zu Gott.

* *
*

In Würzburg herrſchte Freude, und die von der Waſſersnot Betroffenen waren der Hilfe des Nächſten gewiß.

Wieder riefen die Glocken des Würzburger Domes zum Gottesdienſt. Mit frohen Augen ſaß die Menge dichtgedrängt im kühlen Kirchenraum. Vom Turm bis in die Säulenwände ſchien der ſteinerne Bau zu beben, als der Dankgeſang anhob.

Ihr großes Warten richtete ſich zur Kanzel, Widerhall ihres Dankes und Glaubens zu empfangen. Aus einem ſchmalen Prieſtermund ſprangen fremde Worte, die ſie umkrallend bedrängten. Der fahle Hauch des Grabes ſchien über ſie zu wehen. Der Pfaff ſchleuderte den Strahl der Verdammnis in ihre dankerfüllten Herzen:

Gott habe die Waſſer geſchickt wie einſt zu Babylon, aber noch einmal ſei er gnädig geweſen, ſehr gnädig, habe eine kurze Spanne Zeit eintreten laſſen zur Reue und Buße . . .

Die Worte des Entſetzens häuften ſich, und dann malte er leiſe, ihre Spannung faſt ſprengend, das Bild des Jüngſten Gerichts, der eiserſtarrten Welt mit tauſend Särgen, bleichem Geknöche und gellenden Poſaunen über modernden Grüften.

Sie wagten nicht mehr die Köpfe zu heben. Irgendwo ſtöhnte einer in tiefer Angſt. Aber dann wurde der Klang ſeiner Stimme wieder wärmer. Er zeigte die grenzenloſe Güte des Heiligen Vaters in Rom, der ſie aus ewiger Ver-

dammnis retten wolle und ihnen den Ablaß aller Sünden gewährt habe. Er tröstete sie:

„Jedes Scherflein, das ihr gebt, ist ein Stück Erlösung, und so könnt ihr Seligkeit und Gnade gewinnen, Gnade über alle Zeiten und Maßen!“

Unter der Menge saß auch der Bürgermeister und Bildhauer der Stadt Würzburg: Tilman Riemenschneider.

Die Sonne schien sich ins Wolkendämmer verkrochen zu haben, die hellen Lichter verschwanden, der frohe Dank war längst erstickt.

‚Dieses Gesicht‘, dachte Riemenschneider, ‚dieses verruchte Gesicht muß doch endlich aufhören zu reden. Er darf doch nicht alles töten.‘ In seinem Herzen hob sich eine Wut, ein grenzenloser Zorn gegen das Predigergesicht. Aber es war nicht das Gesicht allein, es war noch etwas anderes, stand dahinter, war nicht sichtbar, nicht zu greifen.

Der Pfaff sprach nicht mehr. Die Stimme lähmte die Sinne. Ihnen war, als säßen sie in einem gläsernen Gehäuse und bei der ersten Bewegung müsse es zerscherben.

Da schlug der Prediger das Kreuz. Glöckchen schetterten, Gebete gingen einförmig und leer über sie weg und ertranken im stumpfen Gemurmel der Menge.

Tilman Riemenschneider starrte mit einemmal verwundert auf alles, was ihm bisher vertraute Gewohnheit gewesen war.

‚Es fragt doch jemand in mir‘, dachte er. ‚Wer ruft mich? — Was will es denn in mir — —.‘ Immer neue Fragen stiegen hoch, zogen ihre Kreise über armselige Demütigung und goldklingende Sündenvergebung.

* *
*

In den folgenden Nächten des Wachens und Zweifelns fiel dem Bürgermeiſter und Bildſchnitzer ein heißes Bild ins Bewußtſein:

Irgendwo ſtehe jemand und halte eine brennende Fackel in der geballten Fauſt. Und eine große Stimme werde immer lauter, davon wurden alle Müden und Verzagten wach, und die Stimme ſagte ein Wort, das ließ keinem mehr Ruhe:

Von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen. Er hatte es einmal irgendwo gehört. Man hatte es ihm zugeflüſtert. Damals hatte er gelacht. Aber nun überkam es ihn faſt wie Scham, daß er das Wort verachtet hatte. Jetzt verſtand er es, und es warf ſich wie eine heiße Welle durch ſein Blut: Freiheit — — eines — — — Chriſtenmenſchen. Ja, das war es. Sie waren geknechtet und der auf der Kanzel ſtand, ſchwang über ſie eine Peitſche.

Dieſe Erkenntnis kam den Meiſter Riemenſchneider hart an. Ganz tief im Verborgenen begann der Bau ſeines Lebens zu ſchwanken. Er fühlte es und vermochte noch nicht zu ſagen, wer es war, der wie mit einem Hammer an die Fundamente ſeines Lebens ſchlug. Das Wort allein konnte es nicht ſein. Es mußte etwas Ungeheuerliches dahinterſtehen. Es war ja auch nicht nur das Predigergeſicht, das er haßte, es war nur alles wie eine Tür, die einen gewaltigen Raum verſchloß. Und die mußte man aufreißen, man mußte — hineingehen!

Trommeln im Wind

Im Würzburger Gasthaus „Zum Stachel" waren Bauern aus dem Land zusammengekommen. Die Pferde vor der Schenke ließen die Köpfe müde hängen, sie mußten schon lange warten. Drinnen gingen lange und laute Reden.

Erzählte einer mit rauher Stimme und geschlagenen Blicken:

„Treibens mit uns wie mit Hunden! Waren jüngst beim Korneinfahren, kommt der edle Herr vorbeigeritten, müssen wir alles liegen lassen, ihm folgen. Schickt uns in den Wald, war drei Stunden Wegs. Müssen Beeren suchen den ganzen Tag. Will einer fragen: Warum? kriegt er die Peitschen, will einer rufen: Unser Korn? kriegt er einen Fußtritt. Haben's dann erfahren, warum wir die Beeren suchen mußten. Wollte das Edelfräulein Frisches und Kühles haben für den heißen Tag. Am Abend zerschlug uns ein Gewitter die ganze Ernte.

Durften nicht fragen, kriegten die Peitschen zu schmekken".

Und ein Zweiter mit leiser Stimme und viel Haß:

„Wenn der Junker Lust hat zum Reiten, muß ich die Pferde abschirren beim Ackern. Er reitet weg, behält die

Pferde auf der Burg, solange es ihm gefällt. Wenn ich sie nicht zurückhole, bleiben sie tagelang da. Darf es aber niemandem sagen auf der Burg, sonst behalten sie die Pferde ganz und ich kann mich eine Zeitlang im Burgverließ besinnen, daß des Junkers Vergnügen mehr wert ist als meine Ackerarbeit!"

Lacht ein Dritter wild und schon trunken vom Frankenwein:

„Habt ihr Töchter? . . . Schöne Töchter, wie ich? . . . Ha? . . . Nein! Ihr wißt nichts! Beeren pflücken, nicht schlimm, Pferde abholen, nicht schlimm! Aber wenn du siehst, wie man dein eigen Fleisch und Blut nimmt . . . und in welcher Schand's wieder! . . . Ha? Versteht ihr? Wißt ihr? . . . He! Wein! Wein!"

Und zwischen Trinken und Prusten fluchte er: „Verdammt, einmal Wein haben und nicht Jammer und Tränen und Schande!"

Durch das Gelärme lachte ein Vierter höhnisch:

„Freut euch doch, daß ihr wenigstens die ewige Seligkeit behaltet! Kommt zu uns jeden Tag der Pfaff, holt sich, was er braucht, holt sich alles, was er braucht, hört ihr? Grad wie bei euch! Wenn du die Faust ballst dich zu wehren, verdammt er dich für die Ewigkeit. Willst du vielleicht brennen im feurigen Pfuhl für alle Zeit? . . . Gibst ihm lieber, was er will, weißt dann wenigstens, wo deine Gebeine ruhen in Frieden nach diesem verdammten Jammertal."

Und ein Fünfter und Sechster. Immer neue Bilder steigen auf, schreiend von Leid und Qual und Vergewaltigung.

Lauter wurden die Stimmen, heißer das Blut, bebender ihr Zorn.

Mitten hinein fuhr plötzlich eine Stimme wie Eis. Sie

erſtarrten, ſchauten hoch, froren vor zwei Augen, wurden nüchtern von den Worten, die aus ſchmalem Munde kamen. Sie hingen feſt in den Blicken des Mannes, der vor ihnen ſtand.

„Ihr Bauern! Iſt ſchon einer aufgeſtanden, der alles wenden will zum Guten, er iſt ſchon lange da, wartet nur auf euch. O, ihr dummen Kerle, laßt euch ſchlagen und martern wie Tiere, und er ſteht da und ruft und wartet, daß ihr euch freimachen laßt!“

Und dann ſprach der Fremde immer heißer und glühender. Sie erhoben ſich, ſtarrten mit weitaufgeriſſenen Augen auf den Mann, fühlten einen ungeheuren Befehl. Worte ſtanden wie ſteile Flammen in der rauchigen, unbeweglichen Wirtsſtubenluft:

„Knechtſchaft! . . . Schläge! . . . Fauſt im Geſicht! . . . Frei werden! . . . Thomas Münzer! Martinus Luther! . . . Florian Geyer! . . . Sie rufen! Haufen wachſen. Aufſtand wird kommen! Neues muß anbrechen! Gottes Reich auf Erden! . . . Und ihr die Sieger, Bauernſieger, Herrſcher! . . .

Bald werden Trommeln im Land ſein . . . erſt eine, dann hundert, tauſend . . . und ihr hinter ihnen. Dann wird bald das Land euer ſein! Hört doch die Trommeln! Folgt doch! Sie ſchreien doch nach euch!“

Der Mann ſchwieg. Er blickte den Leuten noch einmal in ihre Geſichter und ging ſtumm und grußlos weg.

Die Verwirrung der Bauern war groß. Sie lärmten und tobten. Etwas Ungeahntes war über ſie hereingebrochen. Was ihre Angſt in die letzten Winkel ihres Herzens verſteckte, hatte hier einer laut und ſtolz in ihr Geſicht geſchrieen: Aufſtand! Sie waren kaum mehr zu halten und ſuchten aus der Erinnerung, was ſie von Gerüchten über die Männer gehört hatten, Münzer, Luther, Geyer.

Als ſie auseinandergingen, war es einem jeden, als habe man ihm ein glühendes Eiſen ins Herz gebrannt.

* *
*

In dieſen Nächten der heimlichen Unruhe war Florian Geyer, den ſie den Bauernführer nannten, bei Tilman Riemenſchneider.

Die beiden Männer ſaßen ſich gegenüber, prüften und wägten einander vorſichtig ab. Langſam, eindringlich und unbeirrbar ſprach Florian Geyer auf den Meiſter ein.

„Wir wiſſen doch, daß Ihr zu uns gehört, auch wenn Ihr es ſelbſt noch nicht wißt. Nun aber iſt es an der Zeit, nun müßt Ihr ganz zu uns kommen."

Riemenſchneider ſaß unbeweglich, eine ſteinerne Falte im Antlitz, und in den blanken Augen ein großes Fragen. Immer von neuem ſprach Florian Geyer zu ihm und langſam wurden ſeine Worte wie eine heiße Flut, die ihn überſtrömte.

„Euer Leben, Riemenſchneider, gehörte der Kirche, nun muß es den Bauern gehören, denn in die Kirchen haben ſie den Teufel einſchleichen laſſen und Gott iſt bei allen, die die Freiheit ſuchen!"

Und Gott iſt bei allen, die die Freiheit ſuchen.

Das war die Entſcheidung.

In die Winkel des Gemaches kroch ſchon die Dämmerung der Frühe. Aus einer dunklen Verborgenheit löſten ſich nach langem Schweigen wie ſchwere Tropfen des Meiſters Worte:

„Bin ſechzig Jahre alt. Bin Bürgermeiſter und Bildſchnitzer der Kirche, diente dem Biſchof ein ganzes Leben lang. Wollte immer Freiheit. Wußte aber nie wie Freiheit ausſieht, ſpürte ſie nur irgendwo tief in mir. Weiß nun, wie es werden muß. Iſt ein langer Weg, den ich gehe, Geyer; wir werden einen einſamen Weg gehen und ich werde ſehr allein ſein. Weiß noch nicht, wann ich zu euch komme ... aber ... ich werde kommen!"

Da griff Florian Geyer des Meiſters Hände und in ſeiner Stimme war eine große Freude: „Meiſter! ... Anfangen iſt alles!"

* *
*

Jeder neue Tag brachte ein Wort der Klarheit, jedes Wort war eine Stufe, und jede Stufe führte dem Ziel näher. Hoch war es und noch ſahen es Vieler Augen nicht, aber ſie ahnten es über ſich. Sie wollten die lateiniſche Welſchheit zerſchlagen und die Teufelsbrut austreiben. Die Stimmen der Männer hatten ein metallenes Zittern, wenn ſie ſagten:

„Nun muß das Neue kommen, das Reich Gottes auf Erden!"

Aber wie es immer iſt, in ſolchen erſten Zeiten eines wirren Aufbruches herrſchte viel Unklarheit. Jeder malte ſich das Bild ſeines Reiches in bunten Farben und nach ſeinen Wünſchen. Doch in dieſen entſcheidenden Monaten fanden ſich Männer aus allen Gauen Süddeutſchlands zuſammen und legten in kurzen und harten Bauernworten feſt, was der Wille ihres Forderns und des Aufbruches ſein ſollte. In Heilbronn am Neckar berieten die Bauernführer lange

und eingehend die „allgemeine Reichsreform". Der Wendel Hippler und die anderen Bauernräte ließen den Verfassungsplan drucken; so flog er ins Volk hinaus und wurde mit großer Begeisterung aufgenommen. Er enthielt folgende Artikel:

Gleiches schleuniges Recht, dem Höchsten wie dem Geringsten.

Alle Bodenzinse sind ablösbar. Den Kaufleuten soll die Straße gesichert und eine neue Ordnung gemacht werden, wie sie jede Ware abgeben sollen, damit man sich im Kaufe darnach richten könne, und der gemeine Nutz gefördert und gemehrt werde.

Kein Doktor römischen Rechts kann zu einem Gericht oder in eines Fürsten Rat zugelassen werden. Dieweil die Doktoren nicht Erbdiener des Rechts, sondern besoldete Knechte sind, die um ihres Eigennutzes willen lange hinhalten und langsam zu Ende raten oder dienen, sollen sie an keinem Gericht sitzen, Urteil zu machen oder auszusprechen.

(Gericht und Recht, wie von alters her.)

Kein Geweihter oder Gesalbter soll in ein weltliches Amt gesetzt, dazu benutzt oder gebraucht werden; denn weltliche Ehre und Geiz verhindert sie am Dienste Gottes, wie öffentlich am Tage liegt.

Es wäre gut, wenn alle Zölle (Binnenzölle), Geleit, Umgeld, Aufschläge, Steuern und Beschwerden, die bisher allenthalben im Gebrauch waren, abgeschafft würden, ausgenommen, was als notwendig anerkannt würde, damit der Eigennutz den gemeinen Nutz nicht beschwere.

Die zur Beförderung des allgemeinen Nutzens, zur Erhaltung der Brücken, Wege und Stege notwendigen Zölle sollen gegeben werden, und was übrig bleibt, zum gemeinen Nutz hinterlegt werden.

Alle Straßen im Deutſchen Reich ſollen frei und ohne Zwang gehalten werden.

Nur eine Münze in Deutſcher Nation. Keiner ſoll eine Münze verſchlechtern.

Die großen Handelsgeſellſchaften wie Fugger, Hoffſteter, Welſer und dergleichen, ſollen abgeſtellt werden; denn Arme und Reiche werden dadurch , daß ſie alle Waren nach ihrem Gefallen ſchätzen, übervorteilt. Wenn eine Geſellſchaft zuſammenlegen oder allein handeln wollte, ſo ſoll das Betriebskapital nicht über 10 000 Gulden betragen. Wenn ein Kaufmann über ſeine Handelsgrundlage einen Ueberſchuß an Geld hat, ſo kann er es beim Rat hinterlegen und jährlich 4 vom Hundert nehmen. Die Ratsherren ſollen das Geld armen Geſellen gegen Sicherung leihen und 5 vom Hundert nehmen. Dadurch würden geſchickte arme Männer zur beſſeren Betreibung ihres Gewerbes unterſtützt.

Alle Geldwechſlergeſchäfte ſollen bei ſchwerer Strafe verboten werden. Es ſoll eine Ordnung unter den großen Hanſen, die im Großen handeln, gemacht werden, damit die kleineren Kaufleute auch bleiben und ihre Nahrung bekommen möchten.

Schließlich ſollen alle Bündniſſe der Fürſten, Herren und Städte aufgehoben werden und allein der Kaiſerliche Schirm und Frieden gelten. Alle im Reich, auch Fremde aus anderen Königreichen, ſollen frei und ſicher wandern können, damit der arme Mann und der gemeine Nutz ſeinen Fortgang haben.

Keinen Fürſten und Herrn, als der ihnen gefalle, und das ſollte der Kaiſer ſein.

Geſtützt durch die Worte und Schriften des Wittenbergers Martinus Luther fühlten ſich alle Kämpfenden geſtärkt und im Recht vor Gott und der Welt.

Ein Junge ſchlich ſich in die Werkſtatt des Meiſters Riemenſchneider und richtete aus, er möge ins Wirtshaus „Zum Stachel" kommen, dort warte der Bermetter Hans auf ihn. Tilman machte ſich gleich fertig und ging hinüber. Die Beiden ſaßen ſich lange ſchweigend gegenüber und tranken langſam den bernſteingelben Moſt. In der Wirtsſtube war kein Laut hörbar. Auf der Ofenbank ſchnurrte eine Katze. Letzte Lichter des Tages hingen in den bleigefaßten Butzenſcheiben.

Der eintretende Wirt durchbrach die Ruhe. Er zündete mit ungeſchickten Händen die dunkelbraunen Wachskerzen auf den Zinnleuchtern an. Jede trug eine kleine, leuchtende Krone aus Licht und ihr Schein glitt wie ſuchend über die Hände Riemenſchneiders und drang an ſeine grübelnden Gedanken. Als er den Kopf hob, war das Geſicht des Bauernführers und Spielers Bermetter nahe vor dem ſeinen. Er ſah das ſchmale, ein wenig blaſſe Geſicht lange und prüfend an.

‚Als wenn es ſich verirrt hätte und nicht wüßte wohin, ſo ſucht dieſes Geſicht', dachte der Meiſter.

Bermetter ſprach auf ihn ein, ſeine Stimme flatterte:

„Es kommt Nachricht vom Oberrhein, da ſind die Bauern ſchon aufgeſtanden. Jetzt muß auch bald unſere Tat kommen, Riemenſchneider!"

Der Würzburger Bildſchneider blieb ſtill und unbeweglich. Vor dem Fenſter ging ein einſamer Wind. Das letzte Wort Bermetters ſchwang immer noch im Raum, es wuchs

mächtig an. Es ließ den Meiſter nicht los, er mußte es aufnehmen:

„Jetzt muß unſere Tat kommen! —“

Riemenſchneider hatte den alten weißen Kopf tief in die Hände vergraben. Die Kerzenlichter färbten den Wein, den der Wirt ihnen jetzt gebracht hatte, dunkelrot wie Blut. Eine große Stille umgab ſie. Bermetter wagte nicht zu reden. Irgendwo in der Luft ſummte etwas, die Wärme, oder die heißen Gedanken?

Tief in der Nacht kamen Bauernführer aus dem Land. Bermetter ging zu ihnen und erzählte gleich, wie ſchweigſam und antwortlos der Meiſter den ganzen Abend geſeſſen habe. Die Männer ſetzten ſich zu ihm. Er freute ſich ſichtlich, ſie zu ſehen und mit ihnen endlich ſprechen zu dürfen. Bermetter ſchien er nicht mehr zu beachten. Harte Bauernworte brannten hell auf. Da wurden wieder die Dämme des Zweifelns und Wägens in Riemenſchneider umgeriſſen. Er ſah den Weg ſeines Lebens klar und ohne Verhüllung vor ſich, und ihm war bewußt, daß er ihn zu Ende gehen müſſe. Er war bereit!

Als im Oſten der Morgen glomm, wollten Vorübergehende aus dem Gaſthaus den rauhen Klang eines Geſanges vernommen haben. Verweht und zerfetzt zwar, aber doch gut zu verſtehen. Und er ſoll gelautet haben:

„Sturmglocken hebt zu ziehen an,
Geht los mit Sengſt und Beil;
Es ſtreite wacker Mann für Mann,
Zu aller Bauern Heil!
In alle Lüfte weit:
Freiheit!

Es geht der Adel ſtolz umher,
In Ketten ſchleicht der Bauer.
Zerſprengt die Feſſeln, eiſenſchwer,
Zerſtampft der Burgen Mauer!
In alle Lüfte weit:
Freiheit!“

Fackeln, Senſen und zwei Hände

Meiſter Riemenſchneider war allein in ſeiner Werkſtatt. Die Dämmerung legte ſich ſanft über die Geſtalten, die im letzten Licht des Tages leiſe aufzublühen ſchienen. Tilman hielt die raſtloſen Hände ſtill und ſeine Augen umfingen noch einmal das Werk der letzten Zeit. Er ſtand auf und ging ſchweren Schrittes zur der Madonnenſtatue, und wie ſo oft, war es ihm auch diesmal, daß er keinem toten Holzwerk gegenüberſtand, ſondern einem geheimnisvoll klopfenden Leben. Er taſtete noch einmal die zart fallenden Faltenwürfe der Gewandung ab, ſpürte einen eigenen, ihm ſo bekannten Strom durch den Körper gehen, der ihn immer überkam, wenn er begann, ein geliebtes oder vertrautes Antlitz aus dem weichen, duftenden Holz der Heimatwälder zu graben. Wenn er das Geſicht ſeiner Frau in das Holz hineinzauberte, dann gingen ſeine Hände ſo behutſam über das Holz hin, als ſtreichele er die lebendigen Züge ihres Geſichtes. Er war beim Schaffen immer gern allein und ihn band weder Zeit noch Stunde. Alles was er ſah und liebte oder haßte in ſeinem Leben, nahm er nur in ſeine Hände, um es in Stein und Holz neu und dem Alltag enthoben erſtehen zu laſſen. Es war nicht leicht für ſeine Frauen geweſen, an ſeiner Seite zu leben. Dreimal hatte

er geheiratet, aber der Tod war ein guter Gast gewesen und hatte ihm immer wieder genommen, was er so restlos zu besitzen geglaubt. Manchmal war es ihm, als sei er schuldig, als habe er das Dasein der Frauen, die ihm so zu eigen waren, zu sehr in das Werk seiner Hände strömen lassen. Sie waren ihm immer wie Brunnen gewesen, aus denen er Kraft und Lebensmut schöpfte und zuweilen auch ein wenig Frieden. Aber sie waren ja nicht vergangen, und das war für den Meister eine gute und tröstliche Gewißheit. Sie mußten in die Dunkelheit des Todes eintauchen, um so schön und unsterblich im Holz der Altäre weiterzuleben. Er sah ihre Bilder in den großen und kleinen Kirchen des Landes stehen, nichts war verloren, was in seinem Leben je einmal an Sehnsucht und Liebe, Not und Wirrsal bebte, in das stumme Holz hatte er es hineingelebt und oft darüber vergessen, daß es ihm zu tragen gegeben war. Alles hatte er in gleitenden, tonlosen Bewegungen unbeirrbar und sicher dem Holz anvertraut. Er zauberte leichte Lichter der Freude, vertiefte schmale Faltenkämme der Trübsal, Dunkel und Schatten machte er schweigend, die Linien und Faltenkämme aber begannen zu schwingen und zu klingen. Aus dem Ungefügen hob sich Schönheit und Adel. Er hatte ein ungeschriebenes Gesetz erfüllt, aus dem Nichts geboren, Schöpfung und Lebensglaube an stummen Geschöpfen sichtbar gemacht. Es war ein langer Weg von der harten Lehrbubenzeit bis zur Höhe dieses Schaffens. Viele Menschen und Lande hatte er gesehen. O, die Welt war weit und die Sehnsucht wuchs, je mehr man sie in sich eintrank. Aber langsam war auch über ihn ein Friede gekommen. Würzburg umgab die Unrast seines Blutes. Hier war er geborgen. Das vielgestaltige, herbe Frankenland ließ ihn nicht mehr los. Das war ein stolzer

Weg in der großen, reichen Bischofsstadt am Main: vom armen Gesellen zum Ratsherrn und berühmten Bildschnitzer der Kirche. Ablenkung war das tätige Alltagsleben geworden, er hatte es gebraucht, weil die Unruhe des Herzens noch nicht erloschen war. Das Werk, das seine Werkstatt verließ, und es war ein reiches, vielfältiges und gesegnetes Werk, befriedigte ihn immer noch nicht. So viel vermochte er zu geben, aber ganz verborgen in seiner Seele war noch eine Sehnsucht, die ihm ausweglos erschien.

Der Meister überdachte das alles ruhig und dann wurde ihm klar, daß die vergangene Zeit des Bauernaufbruches wie ein großer Fluß war, in den seine Sehnsucht sich verströmen konnte.

Seine Gedanken gingen noch einmal durch die Schatzhallen der kirchlichen Fronvögte, durch die aufstrebenden Pfeilerwände der hohen Dome, in allen standen seine Bildwerke, Grabmale, Altäre, Apostelfiguren. Er freute sich immer, wenn er in diesen mächtigen Steinwäldern stand und er bewunderte die Baumeister des Landes, die solche Bauten trotzig in den Himmel türmten. Auch die Glocken, die mit schweren Schlägen über das weite Land hingingen, hatte er gern, aber es war noch etwas Fremdes, das unbewußt in ihm gelebt hatte und nun zum Durchbruch kam. Warum hängten die Priester Flittergold und bunten Tand hinein? Warum sangen sie in fremden Gebeten zu Gott? Warum mußten blaue Weihrauchwolken emporquellen, daß die Sinne dumpf und der Atem betäubt wurde? Warum klirrte das Geld in den Kästen, die das wichtigste in den Kirchen zu sein schienen? Waren das noch Gotteshäuser? Brauchte Gott ein Haus? Da überkam Riemenschneider eine wilde Not. Er ballte die gesegneten Hände zur machtvollen Faust. Wie oft hatten ihn die Kirchlichen gezwungen

zu formen, was seinen Händen widerstrebte. Da sollte er den Gekreuzigten grauenvoll martern und verzerren. Bin aber doch gegangen, wie ich wollte, haben mich nicht zwingen können, und während er das denkt, wächst ein kalter Glanz in seinen Augen. Er hatte die Menschen als Vorbilder für seine Werke genommen, die seinen Tag umgaben. Frauen des Landes, Kinder der Stadt, Männer aus Werkstuben und von den Aeckern, er hatte sie in die Altäre gestellt und die Kirche fand fremde Namen dafür.

In schlankaufragende, mit wunderbaren Holzfiligranen umrankte Schreine hatte er das ganze Land und seine Menschen gebannt. Sie waren nicht nur ein Gleichnis, sie blieben lebendig in ihrem ganzen Dasein.

Welch ein Gewinn für das Land. Schönster Preis für die Menschen. In stummen Gestalten aus silberschimmerndem Holz tönte ein gewaltiger Gesang des Lebens. Ob alle ihn vernahmen?

Der Meister reckte sich, über das gefurchte Gesicht ging ein Leuchten. Stolze Gewißheit: Hundert Werke sprachen seinen Namen: Riemenschneider. Die ihn hörten, wurden froh und glücklich und vieler Augen, die seine Werke umfingen, wurden fromm und andächtig.

Und doch, war er nicht ärmer gewesen als der geringste Bauer auf seinem Acker, über den der Fronherr die Zuchtrute schwang? Ein langes Menschenleben hindurch hatte er aufbegehrt, aber heimlich, trotzig, untergründig. Die Kirchlichen hatten ihn gewähren lassen, sie merkten wohl selbst nicht, daß er den geheimen Weg über sie hinweg in die große Freiheit ging.

Der Meister sah auf die halbfertigen Gestalten, Marienbilder, Apostelköpfe. Sie riefen gleichsam wie mahnend

ſeinen Namen und verlangten ihre Vollendung und Vollkommenheit.

‚Für wen vollende ich euch denn?‘ wollte er fragen, aber er ſchwieg, weil ſeine Hände ihm Antwort gaben: ‚Für dich, für dein Blut, daß du erfüllſt, was wir dir auftragen.‘

Da lachte er tief und gut ſeinen Geſtalten zu:

„Ich gebe euch alle Kraft meines Blutes, und dann nimmt euch die Kirche. Sie hat euch gekauft, mit klingendem Gold gekauft, und darum muß ich aufſtehen gegen ſie, weil ihr frei werden ſollt, ihr . . .“ Und dabei ging ſeine Stimme wie ſtreichelnd über ſie hin, „ihr meine Kinder.“

Die Kienſpanflamme zuckte verlöſchend. Nacht war im Raum. Riemenſchneider tappte ſchwer die knarrende Stiege nach oben.

* *
*

Der Kerzenſchein legte ſein mattes Gold über das ſchlafende Geſicht ſeiner Frau Eliſa. Der Meiſter ſah es ſtill an. Es wurde zeitlos, unwirklich, entſchwand durch die Räume und nahm ihn mit, bis er es wiederfand. Im Herrgottsaltar zu Creglingen ſchlief es im Holz und faltete ſtill die Mutterhände. In ſpäten Tagesſtunden wob die Abendſonne einen verklärenden Schein um das Haupt. Sie nannten es „Maria“.

Frau Eliſa erſchrak ein wenig unter der Frage des Meiſters:

„Soll ich nun aufhören mit meiner Arbeit? Wollen wir jetzt alles zerſchlagen um des Neuen willen?“

Sie dachte: ‚Er weiß ja nicht, was er da ſpricht, ich muß es ihm vergeben, die Not des Kampfes iſt zu groß.‘

Sie dachte: ‚Er fragt ja nicht mich, die Frau, er fragt alle Menſchen im Land durch mich, jetzt in dieſer Stunde.‘

Sie ſagte leiſe und tröſtlich: „Nein!“ Und dann noch einmal feſt und unüberwindlich: „Nein! Tilman, ſieh, dein Werk dient ja ſchon dem Neuen, ſeit du es ſchufeſt. Es war ein Weg, wir gingen darauf und wußten es ſelbſt nicht, wohin er uns führte. Nun ſehen wir das Ziel.“

Die Angſt ſtieg heiß und quälend in ihr hoch, ihr war, als könne ſie ſie nicht mehr verbergen, aber dennoch ſagte ſie noch einmal gläubig und ſehr feſt:

„Wir müſſen den Weg zu Ende gehen, Tilman, . . . bis zum . . . letzten . . . Ende!“

* *
*

Es folgte eine Zeit ruhigen und beſinnlichen Arbeitens. Aber der Frühling brachte von neuem die Unraſt und wieder zogen Zweifel den Meiſter in ihren wirbelnden Kreis.

Ein warmer Wind kam von Süden. Die Dämmerung ſchwang blau zwiſchen den Häuſern und Mauern. Hoch oben ſchimmerte der abendlich grüne Himmel noch lange nach. Scharf zackten ſich die Türme der Marienkirche ins verlöſchende Licht. Im Gewölbe ſtand der Meiſter vor dem Standbild Konrads von Schaumburg. Schon im Jahre 1499 hatte er es geformt, in raſtloſer Arbeit, Tag und Nacht. Er ertrug die Unruhe der Zweifel nicht mehr, er wollte fragen, irgendein vertrauter Mund ſollte ihm

Antwort geben. Seine Hände griffen nach dem kalten Steingesicht, betasteten es. Die Hände glitten über die starre Rüstung hin.

„Du?"

Das Antlitz blieb kalt, sturm, blickte weit über ihn hinweg.

„Du Kreuzritter, . . . wofür starbst du? Deine Rüstung ist so hart, so unnahbar, deckt sie das Duldерblut des Herrn Christ? Ist es wahr, was sie sagen, daß Kirche und Papst vom Teufel sind? Ist das Reich Gottes schon hier auf der Erde? Gib Antwort! . . . So antworte mir doch!"

Aber es kam keine Antwort. Was seine Hände einst schufen, blickte über ihn hinweg, und blieb weit und schweigsam. Noch einmal blickte der Meister mit glanzlosen Augen auf den steinernen Ritter, dann wandte er sich hallenden Schrittes dem Ausgang zu.

Die Nachtluft wehte warm und sommerlich süß. Hoch gleißte der Abendhimmel. Bleiche Sterne flimmerten unerreichbar, man konnte sie sehen. Aber was war dahinter?

Es kam kein Echo; nur die Milchstraße schimmerte.

* *
*

Die Zeit ging ihre harte Straße, zog unerbittlich den Meister mit und er vertraute sich ihr an.

* *
*

Der Prälat des Fürstbischofes von Würzburg brachte dem Meister einen neuen Auftrag. Die mürrische Antwort Riemenschneiders ließ ihn aufhorchen. Dann brach es gierig und unbeherrscht aus ihm:

„Es laufen dunkel Gerüchte über Euch in der Stadt, will es aber nicht glauben, was uns da alles über Euch zugetragen wird. Aber wenn ich nun Eure Worte höre, Meister, ... Meister Riemenschneider! Immer schon haben die höllischen Mächte in Euch einen Platz gehabt. Wie könntet Ihr sonst den leibhaftigen Antichristen in die heiligen Altäre stellen?"

Drängend, in großer Verwunderung fragte der Meister:

„Wo . . wo steht der Antichrist, Hochwürden?"

Der schob die bleichen Hände in die weiten Aermel seiner Soutane, sagte kalt, ein wenig höhnisch:

„In den Winkeln Eurer Altäre hocken Landsknechte mit wüsten Bauerngesichtern, und dem Judas im Heiligenblutaltar zu Rothenburg habt Ihr ein gar feines Antlitz geschnitzt, daß es der Heilige Johannes selbst sein könnte. Und an allen Kreuzen fehlen die Schächer, und", seine Augen krochen an dem Meister hoch, er beugte sich vor: „und alle Gottesmutterbilder, die Ihr schnitzt, tragen das Gesicht Eurer jungen Frau Elisa."

Der Meister lächelte den Hochwürden leise und kühl an, hob abwehrend die schmalen Hände, eine Glut sprang in seine Worte:

„Ja, ja, ich weiß, was Ihr weiter sagen wollt: . . Und heute noch steht das Schandmal der ersten Menschen in ihrer Blöße am Portal der Marienkirche froh und schuldlos. Weiß es ja, was Ihr von meinen Werken haltet, sagt, ich hätte mich nicht an die Schrift gehalten, habs nun erfahren müssen, daß es schier gefährlich ist, zu tief einzu-

tauchen in die Schrift. Hab nur das Lügenkleid abgestreift, das Ihr den Menschen umgehängt habt und nun kommt es Euch übel an, weil Ihr die Wahrheit seht."

Da wurde die Stimme des Kirchlichen scharf und schneidend, er schrie es fast:

„Hütet Euch, Meister Ratsherr, Bildschnitzer der heiligen und alleinigen Kirche, sie hat das Sakrament des Herrn, sie steht unangetastet über allem Volk. Bleibt ein Diener an ihr! Werdet nicht zum Schindknecht des Teufels und seiner Helfershelfer!"

Der Meister entgegnete nichts, starrte den Prälaten lange und verächtlich an.

Als die schwere Eichentür hinter dem Davongehenden zufiel, wußte Riemenschneider, daß der erste große Pfeiler der Brücke, über die er jahrzehntelang gegangen, eingestürzt war.

* *
*

Tilman Riemenschneider war tagelang im Land gewesen. Er besuchte Freunde und Genossen, von denen er wußte, daß sie dem geheimen Bauernbund angehörten. Der verborgene Aufstand fraß sich wie ein Feuer immer weiter. Die Not der Bauern wuchs. Fürsten und Pfaffen schienen offen den Gerüchten eines Bauernaufstandes spotten zu wollen und trieben es ärger als zuvor. Der Meister sah alles wortlos an. Als er wieder in seiner Werkstatt war, arbeitete er, ohne sich Ruhe und Schlaf zu gönnen, an einem Altar, der für Maidbronn bestimmt war. An einem Abend saß er ausruhend am Fenster. Der Schleifriemen war seinen müden Händen entfallen.

Frau Elisa umgab ihn mit leiser Besorgnis. Er rief ihren Namen. Sie kam fast lautlos näher, beugte sich über ihn, trank den schweren Atem seiner Worte:

„Weiß nun wirklich, daß ich die Freiheit suchte und daß das Volk die Freiheit braucht. Sah Geschlagene und Geknechtete und Gequälte, die Rücken zur Erde gebeugt, tief, sehr tief. Sieh, das wollte ich formen, das habe ich gesucht, das haben sie mir immer wieder verwehrt, das ist ein Altar der Not, eine Bauernpassion."

Und dann, unter der nahen Wärme des Gesichtes:

„Hab dein Gesicht in die Altäre gestellt, weil ich nie glauben konnte, daß Mutter Sünde ist."

Behutsam sagte die Frau:

„Es ist so schwer etwas zu sagen, wenn man es nur tief in sich fühlt. Aber wir wollen an das Neue glauben. Alt bist du, Tilman, das Kerzenlicht leuchtet in deinem weißen Haar. Ich wollte, daß du endlich in deinen Frieden gingest und dein Leben ruhig und froh würde."

Aber da rief er laut, wie von einer ungeheueren Offenbarung getrieben:

„Nein, kein Friede! Man muß die Aexte und Sensen nehmen! Und daß wir tapfer sind, das ist nämlich das ewige Leben, das einzige und alleinige."

Ueberströmt von Ahnung und Weh die Frau: „daß wir tapfer sind . ."

Sie saßen noch lange beieinander. Noch viel wäre zu sagen, aber sie schwiegen einander zu. Größer noch als Angst und Ahnung ist bei der Frau die Freude, ihm Insel sein zu dürfen, ihm tiefe Ruhe zu geben in aller Not der Tage. Das ist schon so viel. Das macht sie reich und froh.

Ein Bauernwagen knarrte über die durchfurchte Landstraße, die von Würzburg nach Creglingen führt. Der Meister wollte mit seinen Schülern und Gesellen zusammen den Marienaltar besuchen, um ihnen zu zeigen, was sie später bei der eigenen Arbeit gebrauchen konnten. Auch sein Sohn fuhr mit. Ihm waren die Gesellen und Schüler der Werkstatt unterstellt, und zu ihm wollte Riemenschneider sagen: „Sieh, Sohn, diesen Altar; so haben sie mir ein Leben lang meinen Glauben und mein Werk entwunden."

Ueber den Feldern hing herb und silbern der Morgendunst. Im Unermessenen ruderte hoch ein Vogelzug über die Weite, vom Sonnenglast silbern umglänzt. Der Wind trug Ruch von Ferne und Wärme und weckte Unruhe und Sehnsucht. Sie waren schweigsam geworden vor der schönen Welt, die sie umfing. Hinter den Pflügen gingen gebückt Bauern, sie sahen kaum auf, als der Wagen vorüber fuhr. Nur einer ballte die Faust hinter ihnen her.

Wir fahren über das Herz der Erde, dachte Tilman Riemenschneider.

Wir müssen ihr gehorchen, wir allein, und dürfen nicht auf die Nächsten warten.

In der Kapelle von Creglingen sahen die Schüler und Gesellen schweigend den Altar an. Mit erschütternder Wucht kamen sie zur Erkenntnis, wie übermächtig das Werk dieser Hände war. Da war eine Welt gewachsen und geworden, die ihnen vertraut war, weil sie in ihr da-

heim waren, und doch ſchien ſie ihnen entrückt in eine unerreichbare Ferne.

Die Männer hörten beklommen auf Riemenſchneiders Worte. Ja, er war der Meiſter, er ſtand hoch über ihnen, ſie waren ſtolz, ihm dienen zu dürfen, ihm — — dem Meiſter!

* *
*

In der Nacht rumpelte der Bauernkarren wieder in die Stadt zurück. Sie kamen an einer Feldſchmiede vorbei. Durch die offene Tür ſahen ſie im rotglühenden Funkengewirr, wie mit harten Fäuſten an Senſen geſchmiedet wurde. Es wurden blanke Schwerter daraus.

In Riemenſchneider erwachte eine aufbrechende Bereitſchaft, als er das ſah. Sie durchſtrömte ihn, rann durch den Körper bis in die Fingerkuppen, ließ ihn die Hände ballen zur Fauſt.

Er ſagte zu ihnen, und es war wie ein Sturmgeſang:

„Seht, Fackeln leuchten! . . . Feuer brennen! . . . Senſen und Aexte warten! Nun wiſſen meine Hände, was ſie tun müſſen!"

Der ſchwarze Sturm

Das große Haſſen der Bauern zog in ſeinen mahlenden Strudel auch die Reichsſtadt Würzburg.

Im Land ſtand bunt und warm der Herbſt. Die Scheunen waren bis untern Firſt voll Korn. Auf den abgeernteten Feldern lag der Nachglanz des heißen Sommers, der alles reif zur Ernte gemacht hatte.

Tilman Riemenſchneider ging untätig umher. In der Werkſtatt arbeiteten die Geſellen unter der Leitung ſeines Sohnes an dem Altar für Maidbronn. Wenn der Meiſter in den Straßen der Stadt ſichtbar wurde, umliefen ihn fragende und vertrauende Blicke. Oft aber auch wägende und haſſende. Aber er blieb ſtumm und ſein ganzes Weſen und Wirken war antwortlos. Am Horizont der Tage ſtand Zeichen um Zeichen auf, und die ſie ſahen, erſchraken in tiefſter Seele. In der Luft ballte ſich etwas zuſammen, unfaßbar, bedrohlich. Es floß durch alles Tagwerk, umgab alle Dinge und machte verſtört und unſicher. Kam ein Jahr des Unheils? Ein Jahr des Herrn? Oder ein Jahr des . . . Bauern?

Die Bürger der Stadt gingen ihrem Tagwerk nach. Aber in ihrem Tun war die Unruhe dieſer Zeit. Die Geiſtlichkeit ſchürte heimlich das Feuer, ſie wußte, wie bedrohlich die

Worte und Schriften jenes verruchten Bauernmönches Luther in Wittenberg waren. Ihr Tun wurde versteckter. Sie waren nach außen gütiger, hilfsbereiter als bisher. Uebten viel Nachsicht. Aber innen war alles wach. Sie kannten alle Vorgänge, auch die verborgensten, noch ehe sie bekannt wurden. Der Fürstbischof verstärkte alle Bindungen mit dem Adel und den Fürsten des Landes. Aber die trieben es nur noch toller; lachten höhnisch über die Besorgnisse der geistlichen Herren. Aber alle spürten, daß ein großes Rad zu rollen begann, riesig würde es über sie emporwachsen, auf sie zurasen. Sie mußten es aufhalten, mit allen Mitteln zum Stillstand bringen, ehe es sie zermalmte. Im ganzen Land verstreut horchten ihre Spione. Aber im Laufe der Zeit wurden sie überflüssig. Es war nichts mehr zu verbergen.

Die Feuer brannten!

Das Rad rollte!

* *
*

Aus dem Herbststurm, der durch die Gassen der Stadt fegte, löste sich eine Gestalt. Die Türen im Hause Riemenschneiders schlugen laut im schweren Wind. Unvermittelt stand die dunkle Gestalt vor dem Meister. Aus seiner Vermummung löste sich Florian Geyer. Sie blickten einander an. Riemenschneider rückte dem Gast einen schweren, reichgeschnitzten Eichenstuhl zurecht und wartete auf dessen Worte.

Geyer sprach, kurz, klar und hart:

„Die Burgen des Adels fallen. Im Land beginnt schon

der Aufbruch. Haltet Euch gut mit den Biſchöflichen, ſolange es noch geht. Der Vermetter wird Euch von mir Nachricht bringen, was Ihr zu tun habt, wenn es an der Zeit iſt."

Riemenſchneider ſagte, aus dem Gefühl großer Entſcheidung, mit einer dunklen, heiſeren Stimme:

„Finſter und verworren waren unſere Wege, nun leuchtet das Licht hell und wir erkennen alles. Man verbrennt faſt darin. Muß nun alles hinter mir laſſen an Freundſchaft und Herkommen, werden viele Türen hinter meinem Leben zuſchlagen, aber es iſt ja alles wertlos, was einmal von Wert erſchien, will nun nicht mehr ſein als Ihr und die Bauern."

Der Geyer, ſchon wieder im Aufbruch:

„Habt recht Meiſter, jetzt geh ich wieder ins Land. Die Waffen müſſen bereit ſein zur großen Ernte, und nun will ich Euch noch unſer Wort ſagen, das Wort der roten Ernte: ‚B u n d ſ ch u h !'"

Tief aus dem Verſunkenen löſte ſich bei Riemenſchneider das Echo:

„B u n d ſ ch u h."

Und dann ſtrahlte es hoch und wurde dröhnend, als ſchlüge ein wuchtiger Schlegel das Kalbfell:

„B u n d ſ ch u h."

Der Wind nahm den Davongehenden wieder auf. Der Meiſter blieb allein zurück. Seine Hände blieben untätig. Es kam nun das letzte Warten. Das zermürbende letzte Warten, das einen Menſchen eher vernichten kann als der verzweifelte Kampf Mann gegen Mann.

* *
*

Eine Seuche ging mit unheimlichen Schritten durch die Stadt und ſuchte wahllos ihre Opfer. Auch Riemenſchneider lag ſeit Tagen krank. Die Nächte zerhackten ſein Gehirn. Der dumpfe Schmerz machte ihn unſagbar müde, der Schweiß brannte in den Augen. Wenn er leiſe aufſtöhnte, fühlte er die Hände Frau Eliſas auf ſeiner Stirn, kühl und tröſtend wie weiter ferner Frühling. Aber er blieb doch allein trotz allen Troſtes. In der Nacht war ein anderer an ſein Lager getreten. Ein neuer Gaſt.

„Biſt du ein Bauer?“ fragte Riemenſchneider.

Der Gaſt ſchwieg.

„Oder der Biſchof?“

Der Gaſt ſchwieg.

Riemenſchneider hob das erhitzte Geſicht, wollte den Starren, Unheimlichen näherzwingen, röchelte:

„Oder der Papſt . . . oder . . . Chriſto?“ Zum erſtenmal kam es wie eine Antwort, leiſe, aus weiten Fernen:

„Nein!“

Da erkannte Riemenſchneider ihn, und ſah dem Tod groß und ſchweigend ins Angeſicht.

Aber dann warf es ihn hoch:

„Nein . . . nein . . . noch nicht, noch nicht! Noch ein paar Jahre . . . laß mich erſt vollenden. Hab noch keine Zeit gehabt. Hab hundert Bilder und Altäre der Kirche geſchenkt, muß nun erſt anfangen, neu . . . ganz neu. Will noch viele Geſichter ſchnitzen. Bauerngeſichter, ſtumm vor Not, Kummer, Sorge . . . und Frauen voll Güte und Schönheit. . . . Die das anſehen, ſollen wieder froh werden am Leben.“

Dann ſtreckte er ihm beide Hände hin, wollte ihn beſchwören, bezwingen:

„Du, Tod! . . . Ich hab ja keine Angſt vor dir . . .

Sollſt mitmarſchieren . . . neben mir, laß mir eine Weile Zeit, eine kleine Weile. Will alles mit dir teilen. Wollen zuſammen Bilder ſchnitzen . . . wollen zuſammen kämpfen und nachts am Feuer ſitzen . . . wollen zuſammen lieben, aber laß mir Zeit . . . Du!" Da wandte ſich der Gaſt, wurde ſtumm, vergaß ſeinen Auftrag, ging fortan mit ihm, wartend, daß ſeine Zeit komme.

Das Rad des Geſchehens rollte unerbittlich und unbezwingbar.

Eines Tages kam Bermetter erhitzt vom eiligen Gang in Riemenſchneiders Werkſtatt und brachte ihm Nachricht von Florian Geyer. Wiſſend und bereit hörte der Meiſter ihn an.

„Unſere bäueriſch Sach ſteht gut, Meiſter, überall am Rhein, in Schwaben und Franken fallen die Fronburgen. Der ‚Bundſchuh' nimmt Feſtung um Feſtung. Jetzt kommts auf die Stadt Würzburg an. Stellt ſich die Bürgerſchaft auf unſere Seite und öffnet den Bauern die Tore, ſitzen wir in der ſtärkſten Feſtung im Land. Der Biſchof will zwar unſere zwölf Artikel annehmen, aber wir trauen ihm nicht, er will nur Zeit gewinnen, bis ſeine Leute und Helfer da ſind. Jetzt kommts auf Euch an, Meiſter, jetzt müßt Ihr offen den Abfall von Adel und Pfaffentum predigen. Auf Euch hören die Bürger!"

Darauf der Meiſter, und ihm war, als ſtänden vor ihm Tauſende von Bauern, die ihn ernſt und fragend anblickten:

„Nun iſt die Stunde da! Sagt dem Florian Geyer, daß ich nach ſeinem Wunſche tun werde!"

* *
*

Der Riß in der Bürgerschaft der Stadt Würzburg wurde immer breiter. Viele standen noch im Bann der Kirche, andere hatten hinter dem gottwohlgefälligen Gesicht eine Teufelsfratze erkannt, und sagten sich los von ihr. In verbissener Beharrlichkeit rüsteten die Männer Hellebarden, Faustrohre, Prügel und Feldschlangen. Die Wälle der Stadtmauer wurden ausgebessert. Ueberall schien eine flüssige Hitze zu sieden. Viele wagten nicht in ihrer Aengstlichkeit die Hände auszustrecken, als könnten sie sich irgendwo verbrennen.

Auch auf der Feste Marienburg rüstete der Fürstbischof seine Truppen. Fieberhaft erwartete er seine Verstärkung. Er wußte, daß er sich auf die Bürgerschaft nicht mehr verlassen konnte wie einst. Es war alles undurchsichtig. Keiner wußte vom andern, wohin er sich wenden würde, wenn die Bauern vor den Mauern einlaßbegehrend zum Sturme ansetzten. Nur die Kleinbürger und Unterdrückten der Stadt zeigten unverhohlen ihre Bereitschaft und die frohe Erwartung der Befreier.

Das Leben pulste wieder heiß und hart durch Riemenschneider. Als dann eine Nachricht laut wurde, unter der alle heimlich und offen Verbündeten vor Zorn und Wut erstarrten, lachte er nur trotzig:

„Mit Luther . . . oder gegen ihn . . . wir werden den Sieg erringen für Gott!“

Martin Luther war aufgestanden gegen die Bauern, die er einst zur Freiheit trieb. Hatte sich von Melanchthon umschleichen lassen, wurde schuldig am Tode der Geknechteten. Luther sagte und schrieb plötzlich beißende Worte:

„Man soll die Bauern zerschmeißen, würgen, stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund totschlagen muß. Darum liebe Herren höret her,

ſteche, ſchlage, würge, wer da kann. Bleibſt du darüber tot, wohl dir, ſeligerer Tod kann dich niemals überkommen . . . . . "

Er, der berufen war, ihr Führer zu ſein, ſagte das, hatte ſie verraten, ſchmählich verraten, war ſchuldig geworden. Wo war Martin Luther, der einſt ihr Recht auf Freiheit ins Land ſchrie? Wem gehorchte er? Wollte er nicht das Reich Gottes, . . . das Reich der Freien?

Jede Frage wurde von Haß geboren, jeder Zweifel ſchürte ihre verzweifelte Kampfeswut.

Das Warten wurde unerträglich, ſie konnten es nicht mehr lange aushalten.

Wann kamen die Bauern?

Wie lange noch dieſes Warten?

* *
*

Und an einem Abend des Sturmjahres 1525 war das Gefürchtete, Erbangte und heimlich Erhoffte da. Sturmglocken dröhnten von allen Türmen der Stadt, reichten ihre Hände weit übers Land, bis zum wimmernden Feuerglöckchen von Creglingen. In der Stadt gor und brodelte es. Die Menſchen rannten wirr durcheinander, ſuchten ihren Ausguck auf der Mauer, rotteten ſich in Scharen zuſammen, ſprachen und ſchrieen heftig aufeinander ein.

Und warteten!

* *
*

Siegessicher, von mächtigen Sturmgesängen überweht, zogen die Bauernheere auf Würzburg zu. Bald sollte die Stadt erreicht sein. Das war der Sieg! Ein großer Sieg!

Herbststurm war im Land. Die aufständischen Bauernrotten wälzten sich breit durchs Maintal. Der Sieg war ihnen gewiß. Die Stadt würden sie beim ersten Ansturm nehmen, und dort warteten schon hinter den Toren viele Verbündete auf sie. Der Fürstbischof konnte seine Truppen noch nicht in der Feste Marienburg haben und die rebellischen Bürger belagerten sicher schon seine Festung. Ihr Kampf mußte gelingen. In ihrem Gesang war schon ein Toben vom Sieg!

Als sie in die Nähe des Frankendorfes Königshofen kamen, schlug es plötzlich wie eine ungeheure schwarze Flamme über sie hinweg. Aus den nahen Wäldern brachen Scharen von Pferden . . . Reitern!

Eisen!

Erz!

Stahl!

Schlag auf Schlag!

Splittern, Bersten, Toben!

Stimmen brüllten den Sturm nieder.

Schlag! . . . Schrei! . . . Schlag!

Pferde- und Menschenleiber, verknäult, zerfetzt, zerhauen und zerstückt.

Die Erde trank viel Blut.

Und aus den Wäldern brachen immer neue Scharen.

Der Wahnsinn heulte auf. Keine Gegenwehr.

Kein Befehl.

Kein Trommeln.

Es kam wie ein weißgrelles Gewitter, verschlang sie, zerschlug den Sieg, verbrannte alles.

Einige verſuchten zu entkommen. Es gelang ihnen nicht. Rauchwolken hingen über den blutigen, zerſtörten Stätten, grüngiftig und brandig. Hunderte lagen erſchlagen. Es war unüberſehbar.

Die Reiterei vom Truchſeß des Kurfürſten von der Pfalz, der dem Notruf des Fürſtbiſchofs Folge geleiſtet hatte, war in letzter Stunde angelangt, das unheimlich rollende Rad der Bauernerhebung zu zerſchlagen. Jetzt ſuchten ſie das Schlachtfeld ab. Die ächzenden Verwundeten wurden erſtochen.

Kalkene Geſichter ſchliefen auf dem Blutacker ihren letzten Schlaf. Sie hatten vergeſſen die Augen zu ſchließen. In den Tiefen der wehrloſen, erloſchenen Brunnen lag noch der tote Traum vom Sieg.

Der Abendhimmel darüber färbte ſich wie in heißem Entſetzen und hing über allem Grauen wie ein rieſiges dunkelrotes Glas.

* *
*

Zur ſelben Zeit zog auch das zweite Heer der Bauern unter ihrem Führer Florian Geyer gegen Würzburg. Hinter Röttingen ſahen ſie plötzlich in der Ebene die Scharen der Reiterei des Truchſeß. Mit unerbittlicher Klarheit wußte Florian Geyer um alles. Er hatte keine Nachricht von der Vernichtung ſeines anderen Bauernheeres bekommen, aber nur über deſſen Beſiegung konnten die Biſchöflichen hierher gelangen.

Ruf!

Befehl!

Tat!

In großer Haſt wurde eine Wagenburg gebaut. Die Reiterei kam unheimlich ſchnell näher. Sie überſchwemmte alles. Gleich beim erſten Anſturm wurden Hunderte von Bauern erſchlagen. Lärm und Schreien, tobende Gier brannten auf. Kreiſchende und Aufbrüllende biſſen vor Schmerzen in die Erde. Heißer Ruch von Blut und Schweiß umhüllte ſie. Die Verwirrung brach alle Dämme.

Gellend hackte ein hämmernder Schrei durch das Gewühl. Er flog über den Lärm wie eine rieſenhafte, knatternde Fahne:

„B u n d ſ ch u h !"

Das riß ſie noch einmal hoch, ſammelte die Verſprengten. Sie fanden ſich um ihren Florian Geyer und flohen mit ihm bis Ingolſtadt. In Kirche und Schloß verſchanzte ſich die ſchwarze Schar.

Es waren noch ſechshundert Mann.

Der Truchſeß ſetzte ſeine ganze Macht gegen das Schloß an. Auf ſeine Aufforderung ſich zu ergeben, antwortete die zum letzten entſchloſſene Rotte mit einer mörderiſchen Salve. Die Biſchöflichen ſchlugen eine Breſche, wurden zurückgehauen. Immer von neuem rannten ſie zum Sturm vor. Die Geyerleute wehrten ſich verzweifelt. Es kam zum Nahkampf. Drängende Leiber!

Haß und Wut und Irrſinn!

Sie wurden immer weniger, hatten keine Waffen mehr, ſahen das Ende!

Das raſte in ihren Schädeln. Ihre Geſichter wurden wie nacktes Eiſen. Die Verzweiflung ſprengte alle Grenzen. Sie durchbiſſen den Andringenden die Hälſe, wenn ſie die erreichen konnten, und ſchlugen die blanken Fäuſte in die Hellebarden der Gegner.

Noch zwanzig Mann!

Das Ende?

Plötzlich warf man brennendes Stroh über sie. Ueber Stöhnen und Flüchen heulten lohende Flammen. Beizende Rauchwolken lasteten wie schwere Berge auf ihnen.

Das Ende!

Das Ende!

Nein . . . noch nicht . . . noch einmal.

Die Flammen!

Der Rauch!

Noch einmal . . . schreien . . . schreien . . . zum letztenmal . . . zum letztenmal auf dieser Erde . . . „Bundschuh" . . . „Bundsch . . ."

Der Rauch.

Die Flammen.

Das Ende!

* *
*

Auf der Stadtmauer Würzburgs standen schon seit Stunden die Bauernhauptleute, die in der Stadt auf die ankommenden Bauernheere warteten. Bis zum Aufstand hatten sie sich heimlich verborgen gehalten. Als die Glokken den Sturm läuteten, waren sie auf einmal da und ordneten stumm ihre Leute. Nun stand ihre Sache gut. Der Fürstbischof war geflohen, er sah wohl ein, daß sein Spiel verloren war. Bald würden die Bauern kommen.

Der Wind schlug ihnen wie eine kalte Faust ins Gesicht. Kühl und lang schlich die Nacht. Bermetter schob sich an Riemenschneider:

„Dauert verdammt lange, der Marſch des Heeres auf Würzburg."

Dunkelheit, Kälte und Warten, immer ſchwerer, beklemmender, erdrückender.

Durch die Schwärze ein Ruf! Hufgeklapper. Ein haſtender Reiter. Es war der Bote von Mergentheim. Aus ſeinem keuchenden Atem zerrten ſie Worte, erſt zwei, die wie unſinnig im Kreis herumrennen:

„Alles aus ... Alles aus! ... Steht nichts mehr vom bäueriſchen Heer." In ihr Entſetzen brannte der geſtammelte Bericht vom Untergang des Bauernheeres.

Es regte ſich nichts. Das Grauen wuchs um ſie wie ein undurchdringlicher Glutwall. Sie vermeinten zu erſticken. Es war unerträglich.

Da heulte einer wild auf, wie nur ein geſchlagenes Tier zu ſchreien vermag.

Dann aber brandete es mächtig hoch. In den Wirbel der Auflöſung fuhr ſchneidend der Ruf eines Bauernführers:

„Riemenſchneider! Riemenſchneider! ... Hier ſchnell ein Pferd, wir müſſen weg von Würzburg! Kommt der Biſchof zurück, ziehen die Sieger in die Stadt, dann iſt unſer Leben hin. Wir ſind ein Dreck an ihren Schuhen! Wir ... die letzten!"

Und vor ſeiner Unbewegtheit ſtaunend:

„Was iſt, Riemenſchneider? Kommt!"

Erloſchen, wie verweht, ganz leiſe, aber wie Glas ſo hart kam es zurück:

„Ich habe Würzburg groß gemacht ... ich bleib, ich flieh nicht, und ... und ... wo ſollt ... ich ... auch ... hin?"

Schweigen!

Nur der ſchwarze Sturm der Nacht toſte. Keine Sterne ſchienen, kein Licht der Hoffnung wärmte.

Nur das hoffnungsloſe Dunkel engte den Atem.

Die Bauernführer beſannen ſich. Es wurde ihnen klar, daß jede Flucht nutzlos war. Irgendwo wurden ſie früher oder ſpäter gefunden, oder ſie mußten ſich in den Wäldern verkriechen, dann konnten ſie verhungern. Da rief einer durch den Sturm:

„Wenn der Tag aufgeht, geht unſer Gericht auf und das iſt hart, wir wiſſen es!“

Und ein Zweiter:

„Ja, verdammt hart und grauſam iſt es!“

Lacht ein Dritter wild auf:

„Ja, ja, wollen uns irgendwo in der Stadt verbergen, hat ſchon recht der Meiſter, iſt gleich wo uns die Raben vom Galgen freſſen, in Nürnberg oder Würzburg, oder ſonſtwo.“

Der Meiſter ſagt nur:

„J a !“

Die es hören, laſſen ihre Blicke nicht mehr von ſeinem Mund.

„Wird viel Verrat und Schmach über uns kommen. Werden die Tyrannen wieder einhergehen in Purpur und Gold.“

Der Meiſter ſagt:

„J a !“

Heiſer und glühend, emporbrechend aus notvoller Tiefe:

„Aber in allen Winkeln des Landes werden welche aufſtöhnen vor Zorn und Wut über die neue Knechtſchaft, werden heimlich Feuer ſchüren und Aexte ſchmieden und dabei durch die Zähne ziſchen: ‚Bundſchuh‘, ſo glaube ich.“

Der Meiſter ſagt:

„Ja!"

„Und es werden bitterliche Frauen- und Kindertränen fließen um unseren Tod."

„Ja!"

Eine Stimme schlug durch Wind und Regen:

„Werden Blutgerüste errichtet für uns, wird das Gesetz erfüllt zu Ehren Gottes, wenn die Sonne ihr Licht über die Erde wirft."

Der Meister unsagbar ruhig:

„Ja!"

Und wieder die Bauernstimme; wie schwere Steine fielen die Worte in die Tiefe ihrer Hoffnungslosigkeit:

„Acht Mann sind wir noch, und über die anderen siegt die Verwesung. Wir werden bald folgen. Die Trommeln sind erstickt, und die Fahnen ..."

In aufsteigender Qual, die ihn fast erwürgt:

„Unsere Fahnen, die großen, schwarzen mit dem roten Bundschuh, ... sind ... verbrannt!"

Ihre Verzweiflung zerbrechend:

„Ja!"

Da schrie einer verzerrt und aufwühlend:

„Wollen noch einmal unser Lied singen, unser Lied vom mordbrennenden Bauernaufstand."

Der Sturm nahm ihre Worte, zerriß sie, warf die Fetzen in wildem Wirbel umher, die Regen wollten sie auspeitschen.

„Sturmglocken hebt zu ziehen an,
Geht los mit Sengst und Beil,
Es streite wacker Mann für Mann
Zu aller Bauern Heil!
In alle Lüfte weit:
Freiheit! ...."

Und ein wilder Ruf, noch wie zum Lied gehörig, in die Schwärze hinein, Riemenſchneiders:

„Ja!“

Gericht und Gerichtete

Drei Tage gelang es den letzten Bauernführern, ſich zu verbergen, dann wurden ſie gefunden und von den Häſchern des Biſchofs gefangen genommen. In den tiefſten Verließen der Feſte Marienburg hockten ſie angekettet, die brennenden Augen in die ſchwere Dunkelheit gerichtet. Keiner wußte vom andern. Die Kerkerluft war faul und feucht. Alles ringsum leblos und unheimlich ſtarr. Nur das Waſſer rieſelte von den Steinwänden und gab einen dunklen, drohenden Ton. Sie ſpürten den heißen Wunſch, die Hände ausſtrecken zu können und den andern zu ſpüren, ihre Stimmen zu hören, ihre Not zu fühlen.

Aber niemand war da. Niemand, und nichts als ihre Troſtloſigkeit. Sie wußten alle, was über ſie beſchloſſen war. Nur einen ſchnellen und gnädigen Tod wünſchten ſie ſich. Aber es gab wohl erſt einen langen Weg der Marter und Folter. Nur die wenigſten rechneten mit der Nächſtenliebe der geiſtlichen Herren. Aber aus allen Winkeln der Erinnerung ſuchten ſie die tröſtlichen Worte hervor, die einmal ihr Ohr getroffen hatten, als ſie noch unter der Kanzel ſaßen und das Wort Gottes an ſie erging. Es war ein ſchwacher Troſt, ſie wußten es. Worte waren Schall und Rauch, geſprochen und verweht zwi-

ſchen den ſteinernen Pfeilern. Sie ſpürten keine Reue. Sie hatten getan, was ihnen zu tun befohlen war. Wenn nur der Marterweg nicht zu lang würde. Aber es gab wohl keine Barmherzigkeit. Alles würde ſein, wie die Wände des Verließes, das ſie umſchloß,

kalt
ſtarr
ſteinern!

* *
*

Tilman Riemenſchneider erſtickte faſt in der Schwärze ſeines Kerkers. Schimmelig hing die Luft um ihn. Er atmete mühſam. Die Zeit zerrann zwiſchen ſeinen Fingern. Seine Gedanken ſuchten die andern. Und als könne er die erſchlagenen Bauern zu ſich zwingen, ihnen befehlen aufzuſtehen von ihren Leichenfeldern, ſprach er mit ihnen. Seine Stimme war tonlos und heiſer:

„Seht ihr wie tief der Kerker iſt? . . . Alles voll Schweigen und Näſſe. . . Läuten nicht Glocken? Ich höre doch Glocken. . . . Läuten wohl ihren Sieg, Tyrannenſieg . . . müſſen laut läuten, daß es alle Welt hört. Morgen werden ſie mich holen oder nach Monden vor ihr Gericht. Ich möchte euch noch einmal ſehen, Genoſſen vom ‚Bundſchuh', möchte noch einmal die Glut eures Haſſes ſpüren . . . und eueres Glaubens, aber ihr ſeid nicht da. Ihr! Wo ſeid Ihr?"

Und dann rief er es noch einmal gellend wie in Angſt: „Wo ſeid ihr?"

Nur das dröhnende Echo ſchlug zurück. „Keiner ruft . . .

bin ganz allein. Will nun noch einmal unſer Lied ſingen, das flog vor uns her, als die Fahnen noch brannten und die Trommeln die Not zerſchlugen . . . unſer wildes ſchönes Lied."

Und dann ſang er, zermartert und mühſam im hallenden Echo:

„Sturmglocken hebt zu ziehen an . . .
Geht los mit Sengſt . . . Beil . . ."

Da ſchüttelte ihn die Qual ſo wild, daß die Worte ihn faſt erwürgten.

„In . . . alle . . . Lüfte . . . weit . . .
Frei . . . heit . . ."

Und die Einſamkeit wurde noch eiſiger.

* *
*

Tag um Tag ging Schritt um Schritt und viele Nächte verrieſelten. Es gab kein Morgen, und das Vergangene war eingeſtürzt.

Unvermittelt klirrten vor ſeinem Steingelaß Schritte, es konnten auch Ketten ſein. Das Licht des Tages blendete Riemenſchneider. Er wurde rauh vorwärtsgeſtoßen. Das grelle Rot der Scharfrichterwämſer brannte in den Augen. Er betrat den Richtſaal.

Ueber ſeiner Niedrigkeit thronte das Gericht. Schwarz, fern, einer anderen Welt zugehörig. Da wußte ſein letztes Wiſſen:

Jetzt kommt meine Ernte . . . die rote Ernte.

Die Anklage wurde vom Stadtvogt verleſen. Die Geiſtlichkeit hatte den Meiſter dem weltlichen Gericht

überantwortet, ſie behielt ſaubere Hände, wie durften auch blutbefleckte Hände das Allerheiligſte umfaſſen? Die Kirche war makellos. Sie ſtand über der Weltlichkeit, die mußte ihr dienen, und die Weltlichkeit ſprach das Urteil:

„Tilman Riemenſchneider, Bildhauer, Bildſchnitzer, Ratsherr und ehemaliger Bürgermeiſter der Stadt Würzburg, wird angeklagt des ruchloſen Verrates an ſeinem Landes- und Lehnsherrn, dem edlen Fürſtbiſchof von Würzburg. Dieweil er den Gehorſam verweigert und die Stadt den hündiſchen Bauernketzern öffnen wollte, betrifft ihn das Todesurteil... Aber die Kirche ...“

Riemenſchneider hörte kaum hin. Sah durch alles hindurch, hörte draußen einen Vogel ſingen. Kleiner Vogel, dachte er ... hätte dein Lied gut brauchen können geſtern und alle Tage im Verließ. Aber Anklage und Urteil gingen weiter, Wort für Wort, gingen auf ihn zu, faßten ihn an, nahmen ſein Herz wie in Eiſenfinger, zerbrachen es.

„... die Kirche iſt gnädiglich im Namen des Herrn. Wird der Riemenſchneider nur entrechtet, eines Teiles des Beſitzes entraubt, und werden ihm nur in der Folter ... die ... Hände gebrochen! ...“

Zum Zerreißen geſpannt war die Stille. Und leiſe ſtöhnend, in furchtbarem Grauen:

„J a !“

Unheimlich, aus tauſend Gründen ſich hebend, tauſendmal neu geboren:

„Hände gebrochen ... Hände gebrochen ...!“

Und lauter und ein weniges feſter und klingender Riemenſchneiders:

„J a !“

Und dann wie eine ungeheuerliche Anklage, wie Sakrament und Teſtament eines Lebens der Schrei:

„Ja!“

Die Herren ſchraken zuſammen. Riefen die Stadtknechte. Mit klirrendem Gepolter wurde der Meiſter weggezerrt.

Das Urteil war geſprochen!

Konnte die Sonne ſcheinen . . . der Wind wehen? Durften die Bäume rauſchen und die Vögel ſingen, als ſolche Qual vollſtreckt wurde? Mußte nicht alles erſtarren in namenloſem Entſetzen?

Und es geſchah!

Menſchen vollſtreckten ein Menſchenurteil! Als die Folterknechte ihr grauenhaftes Werk begannen, wühlte der Meiſter die Zähne in die Lippen. Er gab keinen Laut von ſich. Dann fiel er in einen Wirbel glutroter Kreiſe.

Die Welt verſank.

Der Menſch entſchwand.

Der große Morgen

Stadtknechte führten Riemenſchneider durch Würzburgs Gaſſen in ſeine Wohnung am Wolfmannszlechlein.

An den Straßen ſtanden viele Bürger. Sie ſahen ſeine Hände, die zerſchlagenen, blutenden, gebrochenen Meiſterhände. Langſam und müde ging er an den Menſchen vorüber, deren Geſichter wie ein erſtarrtes Gitter von Masken an ihm vorbeiglitten.

Die Giebel der Häuſer zackten ſich ſcharf in den leuchtenden Himmel. Er ſah es nicht. Der Wind trug Duft von Scholle und Wieſen herbei, er ſpürte ihn nicht. Irgendwo ſang eine Kinderſtimme ein winziges Lied, aber er hörte es nicht.

Er ging und ging, es ſchienen ihm endloſe Tage zu ſein, da er Tritt vor Tritt ins Nichts, ins Dunkel, ins Leere tappte.

* *
*

Die Tür ſeines Hauſes ſchlug hinter ihm wie ein rieſiger, ſchwerer Riegel zu. Die Stille ſeines Heimes

umfing ihn wie eine wärmende Hülle. In seinem Herzen löste sich etwas. Nun bin ich daheim, dachte er.

Und leise, als dürfe er diesen Frieden nicht brechen, ging er nach oben.

„Warum denn das? ... Warum denn die Hände?" schrie seine Frau Elisa auf. Er fühlte ihre Lippen und Tränen kühl auf seinen brennenden, zerschlagenen Händen. Sein verzerrtes Gesicht lächelte einen schwachen Spott.

„Ja, ... Frau ... nun komme ich wieder zurück vom großen Bauernaufstand. Soviel Schmerzen muß ich dir machen ... meine Hände sind gebrochen und keinen Trost kann ich dir bringen."

Er spürte ihre Finger in seinen Haaren, ganz leise und ruhig, als gehörten sie dem großen Frieden an und nicht ihrem schmerzbebenden Körper. Sie vermochte nichts mehr zu sagen. Das Entsetzen hatte sie umgemäht, wie die Sense den hohen Halm. Als die Dunkelheit alles verbarg, fielen ihre leisen Worte der Klage in den verlöschenden Raum seines Lebens:

„O, du, warum denn die Hände ... warum diese Qual? ... Deine Hände, Tilman, das waren ein paar gute Hände, die waren gesegnet. Wenn die aus Stein und Holz ewige Wunder schufen, ist alle Sehnsucht euerer Rebellenseelen darin eingeströmt."

Lange sah er in das blasse, schimmernde Gesicht, und dann tropfte es heiß und schwer auf sie nieder:

„Daß ... nun meine Hände ... stumm ... geworden sind!"

* *
*

Noch ſechs Jahre mußte der Meiſter ſo leben. Noch ſechs Ewigkeiten!

Die Jahreszeiten glitten vorüber wie Boote auf einem ſchwarzen, ziehenden Strom. Nur eines blieb unveränderlich und gut: das tröſtende Leuchten von Augen und Händen der Frau Eliſa. Da waren alle Brunnen der Unvergänglichkeit geöffnet und er barg ſich tief in dem Glanz des Troſtes, der ihn umſtrahlte.

* *
*

Manchmal kamen Bauern und Bürger zu dem Geächteten, nachts, wenn die Dunkelheit ſie verbarg. Es hatte ihn erſt ſehr gequält. Er konnte kein Mitleid ertragen. Das empörte ihn. Sie ſprachen von allem Möglichen, Nebenſächlichen und vermieden den Anblick ſeiner Hände, als ſei das alles nicht wahr, nie geweſen. Aber dann begannen ſie zu begreifen, daß es ja unabwendbar war, daß das unerträglich für den Meiſter ſei zu leugnen, was Tatſache blieb. Sie wurden freier, ſprachen von ſeiner Not und von ihrem Schickſal. Riemenſchneider lauſchte großäugig ihren Berichten.

Alle waren beim großen Bauernaufſtand umgekommen, hingerichtet, erſchlagen, gefoltert, nur noch wenige übriggeblieben. Nun war die Knechtſchaft noch größer als vorher. Der Glaube gänzlich erloſchen und die Mutloſigkeit hatte Raum genommen. Ihr Aufbegehren aber war zu Ende.

Riemenſchneider hörte ihnen meiſtens ſchweigend zu. Seine zur Untätigkeit gezeichneten Hände verbarg er in

den weiten Taschen des Rockes. Es tat ihm gut, wenn sie ihn aufsuchten, mit ihm sprachen, von dem erzählten, was war und werden könnte. Es war ja nichts Hoffnungsvolles, aber es war besser als die Leere, in die er hineingeworfen war.

In einer solchen Nachtstunde sagte er zu ihnen:

„Manchmal könnte ich in den schwarzen Raum vor meinen Händen schreien. Hineinschreien müßte man können. Nur noch einmal möchte ich meine Hände haben ... wollte dann das Gesicht formen, das aufgestanden ist in meinem Herzen ... das Gesicht der deutschen Not. Sollte niemand mehr lachen können in seinem Leben, der es einmal ansah. Immer neue Bilder wachsen in mir ... aber keines mehr vermag ich zu schaffen."

Da fühlten sie, daß sie ihm einen kleinen Trost zurücklassen mußten, bevor sie wieder in ihre Häuser zurückgingen und einer suchte ein paar gute Worte und gab sie ihm:

„Ihr habt uns doch alle groß gemacht, weil Ihr mit uns gegangen seid, Riemenschneider. Das Licht strahlt weiter, wenn auch die erste Flamme erlosch, und über Euere Werke hat keiner Macht, denn sie sind unser, niemand darf sie nehmen. Ihr habt Größeres gegeben, als je ein Mensch zuvor. Nun grämt Euch nicht, Meister, wir müssen uns alle fügen. Ist keiner ausgelassen vom Schicksal, ist jedem das Seine zu tragen gegeben. Wir wollen uns aufrichten, wenn wir sehen, daß Ihr es mit großer Tapferkeit tragt."

Da schwieg der Meister. Nur seine Augen sprachen einen stummen Dank.

* *
*

Riemenschneider fühlte, daß seine Lebenskraft langsam verrann. Ihm wurde bewußt, daß er bald das Leben zu versiegeln hatte.

In einer Nacht kreiste der Strom des Lebens noch einmal froh und wild durch den Gemarterten. Hellwach lag er, in übermenschlicher Bereitschaft. Und es war wie ein Jubel als er rief:

„Frau Elisa . . . bring das Eisen, Schlegel, Holz." Und als sein Wunsch erfüllt war, tastete er das Holz ab, legte seine gebrochenen Hände auf ihre lebenden und führte so das Werkzeug, wollte letzte Form und Gestalt geben, was seine Seele sah. Er sagte leise und ein wenig beklommen:

„Will zum letztenmal versuchen zu vollenden, was meine Hände suchten ein Leben lang, das Gesicht des Menschen, gezeichnet von Not und Kümmernis und Glauben."

Und als er fühlte, daß das ungefüge Holz seinem Willen nicht mehr nachgab wie früher, und die Hände der Frau seinen Wunsch nicht erfüllen konnten, brach eine große Bitterkeit aus ihm:

„Das letzte und einzige . . . nun hab ich's versucht, es ist nicht gelungen . . . nichts ist erfüllt . . . nichts!"

Seine Tage wurden noch müder.

Er wünschte das Ende herbei.

* *
*

Mit suchender Helligkeit gingen Tilmans Augen über die Frau hin. Ein feines Leuchten strahlte von ihr aus

und er ſah erſchreckt und froh, daß ſie den Adel des mütterlichen Begnadetſeins trug. Tief lauſchte er in ſie hinein und vermeinte zu hören, wie das neue Leben unendlich zart ſich kündete.

Seine verſtümmelten Hände glitten durch ihr Haar. Stummes, trinkendes Anſchauen. Es war in ihm eine unfaßbare Freude. Aus der Gewißheit von der Unvergänglichkeit des Lebens kamen ſeine Worte:

„Warum wollen ſie denn die Zeit aufhalten? Das Korn iſt geſchnitten ... und ſieh, ſchon wächſt neue Frucht. Die Menſchen machen ſich Qual und Sorge ein Leben lang, ja, ſie brechen Hände zu Ehren ihres Gottes ... aber die Erde iſt beſtändig. Ich habe ſo gern, wenn die Sonne ſcheint ... der Wind weht. Er kommt ſo weit her und geht wieder in die Weite, man weiß nichts von ihm, er erfüllt ſein Werk. Die Erde iſt ja viel mehr als meine Werke ... viel mehr ... und du biſt ein Stück Erde... Ich wollte Gott und der Erde dienen, ſie wollten mich zwingen, anders zu gehen ... bin aber treu geblieben. Licht, viel Licht braucht das Land. Einmal kommt der Morgen, der große, helle Morgen ... über dieſes ſchöne Land. Tief in dir wartet er ſchon ... Frau ... Der neue Morgen, er wird das Licht weiter tragen, das bald verlöſcht, er wird hell machen helfen, was uns nicht gelang...“

Die Frau ſpürte das behutſam pochende Leben in ſich, und ihr wurde bewußt, wie unfaßbar groß und einfach alles Leben iſt, weil jede Nacht vom Morgen beſiegt wird.

* *
*

Eine Julinacht ſtand vor dem offenen Fenſter. Draußen wehte es vorſommerlich warm vom feuchten erſten Heu. Irgendwo fiel eine verſchlafene Vogelſtimme in den Wind. Der Holunder duftete betörend ſüß.

Da war der ſtumme, vertraute Gaſt wieder bei Riemenſchneider. Durch das Schweigen wuchſen ſie einander zu. Riemenſchneider grüßte leiſe den Vertrauten:

„Warum kommſt du ſo ſpät? Warum läßt du mich ſo lange warten ... Tod? Ich habe dich oft gerufen!"

„Bin müde geworden von der roten Ernte ... Riemenſchneider ... komme erſt jetzt zu dir ... haſt du nun erfüllt?"

Ruhig, gewißlich, froh:

„Ja!"

Da aber kam eine unerbittliche Antwort: „Viel Blut, viele Tränen, unendliches Leid, und ihr habt nichts geändert ... ſchlimmer geworden ... und du haſt mitgemacht. Schuld! Schuld!"

Aus der Tiefe noch einmal wachſend die Flamme:

„Nein, nein! Keine Schuld! ... Müde ... alt, zerſchlagen, leere Welt, Knechtſchaft noch größer ... haſt recht ... Bruder Tod! Aber gezeigt wie man anfängt, gezeigt wie man glaubt ... nun müſſen die Lebenden für die Toten weiterglauben!"

Die Stimme des Todes, wie Eis, hart und kalt:

„An wen glauben ...?"

Ausbrechend, in gewaltiger Gewißheit:

„An das Reich, das auf dieſe Erde kommt, das tauſendjährige deutſche Reich ... an den Morgen, an das Leben ... und ... Bruder ... an dich!"

Riemenſchneiders Stimme wurde wächſern. Bleiern

ſchlich die Nacht durch den Raum. Leiſe waren des Meiſters Worte, mühſam, aber ungeheuer und mächtig:

„Wir waren die Erſten! Alle Erſchlagenen werden an den Wegen ſtehn und ſtumm fragen. Das wird Einer ſehn und am Weg ſtehn bleiben, und ein Zweiter und immer mehr werden ſtill werden und umkehren, und ein neuer Haufen wird wachſen ... und eine neue Fahne wehen ... und ein neues Singen wird anheben ... und Feuer wird regnen vom Himmel ... und dann iſt die Zeit da! ... die Zeit, die wir wollten!“

Und erbarmungslos die Stimme des Gaſtes:

„Biſt du bereit?“

Da zuckte es auf:

„Ja ... ja!“

Und mit letzter Kraft faßte der Meiſter Frau Eliſas Schulter, die an ſeinem Lager wortlos die letzte Wache hielt, zwang ihre Augen nah vor die ſeinen, ſtöhnte tief, mit der letzten Kraft des Wortes:

„Sag ... dem Neuen ... nicht überwunden, nicht überwinden laſſen ... weiterglauben! Freiheit iſt mehr ... als Ruhe ... ſag es dem neuen ... Morgen ... du!“

Der Gaſt:

„Komm.“

Da reichte Riemenſchneider ihm die gebrochenen Hände. Sein Geſicht wurde ſteinern, leuchtend, erfüllt. Die Frau wollte aufſchreien vor Weh, hörte noch das letzte Wort, ſah in ſein letztes Geſicht, in dem Erfüllung und Verheißung geſchrieben ſtanden und fühlte tief in ſich wachſend die Offenbarung, das Vermächtnis, die Berufung. Sie mußte leben, weitertragen und vollenden.

Da ſchloß ſie mit ihren kühlen, lebenden Händen ſeine

Augen und ihr war, als ſchließe ſie die Brunnen des Lebens, um ſie in ſich weiterſtrömen zu laſſen.

Als der junge Tag ſein leuchtendes Geſicht über den Rand der Erde hob, wußten die Menſchen des Frankenlandes und weit darüber hinaus, daß Tilman Riemenſchneider, der Meiſter, tot war.

Der letzte Tag des Malers Jörg Ratgeb

Der Glanz der Sterne verarmt mählich und hinter den ſchweigenden Wäldern wächſt die Helle des kommenden Tages.

Ueber die raddurchfurchte Straße, die von Stuttgart auf das kleine, ſtark befeſtigte Herrenberg zuläuft, ſchieben ſich dunkel und im ſtummen Gleichmaß die Rotten marſchierender Bauern. Dicht und beklemmend hängt die nächtliche Müdigkeit in ihren Gliedern. In Regel und Gleichtakt ſtößt ihr Marſch in den erwachenden Morgen, den der verharſchte Schnee hell empfängt und widerſpiegelt. Vor ihnen reitet, in Lederkoller und Pelzſchaube vermummt, der Feldhauptmann und bäueriſche Kriegsoberrat Jörg Ratgeb. Das Klirren und Stoßen, Schrittеſtampfen und Waffenpoltern Stunde um Stunde ſchläferte ſeine raſtloſen Gedanken ein; nun aber, mit der ſteigenden Helligkeit des öſtlichen Himmels und der beſchneiten Felder zu Seiten, wacht ſein Weſen ſtetig wieder auf. Jörg Ratgeb wendet den Kopf und überfliegt mit prüfenden Blicken die hinter ihm ziehenden Bauern. Die Fußknechthaufen, Kopf bei Kopf, haben die Morgenſterne, Spieße und Hellebarden läſſig über die Schultern geworfen, klirrend ſchlägt das Eiſen zuſammen und der Morgen läßt die geballte Waffenkraft blitzend auf-

funkeln. Hinter dem „verlorenen Haufen" marſchieren an die dreihundert Bürger der Stadt Stuttgart. Weit zurück, für Ratgeb kaum mehr zu ſehen, bewegt ſich der arkebuſenbewehrte Reitertroß. Aechzend rollen die Falkonetten und Feldſchlangen durch die froſtigen Furchen. Ueber dem wehrhaften Heerwurm, der ſich dunkel und drohend durch das wellige Waldland ſchiebt, wehen in der Morgenfriſche weiße Atemfahnen von Mann und Roß. So durchziehen ſie Schwaben und gleich ihnen ſind viele Bauernrotten auf den Wegen als Aufgebot der Freiheit aus tiefer Knechtſchaft.

Aus der hinteren Reitermenge ſchiebt ſich ein abgetriebenes Roß ſchweißdampfend an den ruhig reitenden Bauernhauptmann Ratgeb. Er hört den keuchenden Atem des Pferdes und wendet den Kopf. Da gewahrt er die ſchmale, ausgedörrte Geſtalt des Predigers und Täufers Thomas Münzer, der ihm vertraulich blinzelnd zulächelt. Gewand und Geſicht des Münzer ſind vom langen Umherirren verwahrloſt, der gekrümmte Rücken ſcheint gefeſſelt von einer großen Kraft. Seine Blicke hängen dunkel und forſchend an Ratgeb. Der reitet unbeirrbar weiter. Münzer wendet ihm das Antlitz zu. Da ſagt Ratgeb: „Weiß Gott, wo man Euch überall trifft im Land, Münzer!" Thomas Münzer drückt ſein Pferd noch näher an Ratgeb und lacht verhalten: „Wo's Fähnlein flattert, auf deſſen Beſitz und Bekenntnis Brennen, Erſäufen und Foltern ſteht, bin ich daheim. Bei Euch greift's Feuerlein ja mächtig in die Breite und Tiefe!" Nun lacht auch Ratgeb ein verſteckteſ, dumpfes, aber ſehr drohendes und gefährliches Lachen: „Die prophetiſch' Botſchaft des Luther und Münzer hat den gemeinen und gequälten Bauernſtand einig gemacht. Haben dieſe Botſchaft getragen von Hof zu Hof, von

Weiler zu Weiler, von Stadt zu Stadt. Nun erhebt ſich der geſchundene Mann, wohin dein Auge blickt im Land — die Tyrannei wankt.“ Er ſtarrt aus dunklen Höhlen mit verhaltenem Zorn Thomas Münzer an, ſeine Stimme ſpringt aus dumpfer Gebanntheit: „Ihr predigt Demut und chriſtliche Nachfolge in einem Atemzuge mit Rotterei und Aufruhr. Gehört wohl eins zum andern?“

Thomas Münzer holt mit weit geöffnetem Mund Luft, er freut ſich offenſichtlich, daß in Ratgeb das Feuer des Aufruhrs ſo lichterloh brennt. Er ſpricht langſam mit zuſammengekniffenen Augen und zerfalteter Stirn durch den gleichmäßigen, rauſchenden Lärm der marſchierenden Rotten: „Euer Namen — Ratgeb — hat landauf und landab lauten und guten Klang als Maler heiliger Altartafeln. Die Kirche kann Euch gut brauchen und hat Euch mit Ehren wohlbedacht. Den hohen Herren und Fürſten ſeid Ihr ſehr von Nutzen, denn ihre Namen prunken durch Euer Werk. Dennoch hat Euch das Gewiſſen getrieben zu den aufrühreriſchen Rotten der Verachteten und Aermſten. Euer Herz iſt bei der chriſtlichen Sach des Guten!“

Ratgebs ſtarres Geſicht erhellt ſich, ſeine Stimme tönt voll: „Seit in Stuttgart die Zwangsherrſchaft des Erzherzogs Ferdinand eingezogen, ſah ich im gemeinen Mann den Widerſtand kochen. Ihr wißt, Münzer, wie blutig die Oſtern 1525 waren, wo unſere Bauern den Kriegsbeauftragten des habsburgiſchen Ferdinand, den Helfenſteiner, zu Weinsberg über die Klinge ſpringen ließen — Ritterſchaft und Regierung flohn nach Tübingen, wie verzweifelt ſuchten die Städte nach Männern, die mit den wütenden Bauern verhandeln ſollten. Hab das doppelzüngig Spiel gar bald durchſchaut. Die Städte wollten die verteufelten Habsburger nit bekämpfen, es aber auch mit den Bauern

nit verderben. In den Nächten trieb's mich in der Werkstatt umher, als sei der Boden rotgeschmiedet. Ich brannt in heißen Feuern und verbrannte doch nit. Ich wußt, Gott hat keine Zeit für mich, da warf ich mich selbst mit Leib und Leben in die gerechte Sach der Bauern. So ward ich in eine reißende Strömung gerissen. Mein Herz ist guten Mutes voll!"

Münzer reckt die geballte Faust in die Luft und keucht: „Gott hat widereinandergehetzt Bauern gegen Herren, Gut gegen Böse, Gewalt gegen Ungerechtigkeit. Wir wollens für ihn zu Ende führen."

Ratgeb scheint die Worte Münzers nicht gehört zu haben. In harter, wohltuender Rechenschaft fährt er fort: „Ritt als Kriegsrat ins Bauernlager und gab das doppelzüngig Wirken der Städte den Bauern preis. Von der Zeit an erkoren mich die Bauern, vor ihnen als Kriegsrat zu reiten. Singend zogen wir in Stuttgart ein. Vor uns wehte das eroberte Banner des gespießten Helfensteiners. Mein Herz aber schlug in freudigem Triumph, daß ich endlich erretten konnt meine Frau Barbara und die Kinder aus der Leibeigenschaft!" Ratgebs Stimme sinkt in nachdenkliche Wärme: „Auf daß sie mir ganz und ungeteilt zu eigen ist, wag ich Leben und Leib und werfe das Malgerät unter die Hufe der reitenden Bauerntrosse. Daß wir frei werden, Münzer, — daß wir frei werden aus aller Tyrannei der Leiber und Seelen!"

„Ich bin Euch nachgeritten, Ratgeb, —" ruft Thomas Münzer, „von Stuttgart an, seit zwei Tagen. Immer größer werden die hellen Haufen der Bauern. Der Marsch ist unaufhaltsam. Bald treffen wir auf die Schwarzwälder!"

„Seht!" ruft Ratgeb laut und weist in die freie Weite: Hinter einem tannenüberwucherten Hügel sehen sie die

Straße im Westen belebt von langen Zügen aufständischer Bauern. Nach einer Stunde beschleunigten Marsches treffen sie mit den Schwarzwäldern zusammen. Unter Rufen und Lärmen begrüßen die Bauern sich, sie fühlen, wie mit jedem neuen Mann, der zu ihnen stößt, ihre Kraft wächst. Während sie die Flasche umgehen lassen und mit den Füßen stampfen, die Kälte aus dem Blut zu treiben, beraten die Hauptleute die Maßnahmen zum Berennen der Stadt Herrenberg. Im Süden, so berichtet ein Hauptmann, ist sie bereits seit drei Stunden von dem verlorenen Haufen der Schwarzwälder bestürmt worden. Die Widerstandskraft der Truppen Herzog Wilhelms von Bayern sei bald erlahmt und der feindliche Hauptmann Hans Stecklin müsse in Kürze aufgeben. Der Bannermeister der Schwarzwälder rät zum vollen Sturm:

„Haben schwach geschützt zu Herrenberg und wird jetzt die Stadt bröckeln, wenn alle bäurische Gewalt losbricht!"

Nach kurzem Wägen willigt Ratgeb ein. Die Fähnlein ordnen sich schnell, breit rückt der Gewalthaufe vor. Die Rennfahne, ein riesiges Linnen mit dem roten Bundschuh darauf, fliegt flackend im kalten Morgenwind. Wohl neuntausend Mann schwärmen nun aus. Die Geschütze klappern und holpern, stampfend gehen die Pferde in Trab, eine Erregung schlägt mit schweren Wellen durch die Männer. Alle starren gegen Herrenberg, das immer näher rückt. Ratgeb sucht das Bild der Stadt mit gespannten Blicken. Von Mauern eng umhütet, wächst sie grau, mit dicht ineinandergeschachtelten Häusern aus dem ebenen Land, angelehnt an einen Ausläufer des waldigen Schönbuchs. Wuchtig überragt der kantige Turm die Häusergiebel. Wie eine steinerne Mahnung streckt er sich aus der Weite der Felder.

„Bin oft und oft durch deine Tore geritten, denkt er. — Waren mir immer aufgetan, so auch die Pforte deiner Kirche. Hab manche Stunde zugebracht darinnen und auf schimmernden Tafeln die Passion gemalt. Hab gemalt damals mit fliegenden Händen, denn es rief mich schon der Aufbruch und war keine Zeit zu vertun. Sollte malen das Martyrium Christi, ist aber daraus geworden das Martyrium des gemeinen Mannes, dem ich nun voranreite!"

Indessen löst sich das frühe Licht der Sonne von den letzten nächtlichen Schatten und läßt das überschneite Land in roter Morgenherrlichkeit erblühen. Die hohen Tannen stehen von leuchtender Klarheit umhüllt. Weit dehnt sich das Land, vom rosigen Schimmer köstlich überblüht. Auch über die Zinnen und Türme Herrenbergs wächst das Licht, auf dem Turm der Stiftskirche aber sprüht es besonders strahlend und ist anzusehen wie ein seltsam verheißendes Flammenspiel.

„Ist der rote Hahn schon hochgeschlagen vom Altar durchs Dachgestühl?" fragt Ratgeb in leisem Spott zur Stadt hinüber. „Hast du verschlossen das Tor vor mir, Herrenberg?" Mit einer kurzen zornigen Gebärde reißt er sein Pferd zurück.

„Also will ich schlagen mit eisernen Waffen wider deine Tore und sie aufbrechen und hindringen vor die Tafeln, die mein empörtes Herz zu malen gebot."

Da wirft sich wie eine hastende angstvolle Antwort das hechelnde Sturmglockengeläut der Stiftskirche gegen die Bauerntrosse. Dumpfer dröhnen die Trommeln, schneller drehen sich die knarrenden Speichen der Wagen, eiliger stapfen die Stiefel über den Boden hin. Hinter den Brustwehren Herrenbergs stehen die Knechte Hans Stecklins auf

ſcharfer Wacht. Ein Teil von ihnen hält mit Mühe das ſüdliche Stadttor, das von den Schwarzwäldern unabläſſig berannt wird. Nun zieht es vom Norden wie ein ſchwarzer unheildrohender Schatten über die Felder auf die Stadt zu. Als der Vormarſch der Bauern ins Stocken kommt und die Geſchütze gekeilt werden, ziſchen von den feſten Mauern zornig die Feldſchlangen. Das löſt bei den Bauern wildes Geſchrei aus. Ungehemmt ſtürmen die einzelnen Fähnlein vor. Die Trommeln toben. Schneeumſtäubt iſt der verlorene Haufen im Laufſchritt vor der Stadt angelangt. Der Gewalthaufe ſetzt nach, über die Gefallenen hinweg. Taumel treibt die Bauern vor. Unabläſſig krachen die mächtigen Rammböcke gegen die ſchweren Bohlentore. An der weſtlichen Stadtmauer hat Ratgeb mit ſeinem Leibfähnlein eiſerne Sturmleitern in die Mauerfugen geſchlagen, brennende Pechkränze fliegen zwiſchen ſie und aufheulend fährt gar mancher in die Tiefe. Aber immer würgender klammert ſich der Ring der Angreifer um den ſteinernen Hals der ſich wehrenden Stadt. Der Ritter ſind zu wenige, ſie werden hart bedrängt, ſchlagen ſich verzweifelt. Von den Bürgern der Stadt bringt ihnen niemand Hilfe. Da iſt auch ſchon eines der Tore krachend geborſten. Toſend ergießt ſich ein Schwarm der aufrühreriſchen Bauern in das Stadtinnere. Schwer ſtemmt ſich letzte Verzweiflung gegen ſie. Unentwirrbar wird das Gemenge von Mann gegen Mann. Aber der Widerſtand der Ritter iſt bald gebrochen, ihre Wehr wird übermannt. Es ſind nicht viele mit dem Leben davongekommen. Das Geſchrei der Bauern durchhallt die winkligen Gaſſen. Da wagen ſich aus den Häuſern die Frauen und Kinder. Auf den Gaſſen warten neugierig die Bürger. Sie ſind mit den Bauern bald verbrüdert und blinzeln doch ängſtlich auf die unzähligen Männer, die zu trin-

ken verlangen nach dem kampfbunten erbarmungslosen Tagbeginn.

Die Gaststuben sind schnell gefüllt mit lärmenden Männern. Unruhig stampfen auf dem kleinen Marktplatz die schweren Gäule. Ueber dem weißbereiften Kopfsteinpflaster klirrt und schüttert es von eisenbenagelten Schuhen. Neugierige Kinderaugen lauern hinter den kleinen, bleigefaßten Fenstern und suchen möglichst viel von dem wirbelnden Geschehen der Gasse zu erhaschen. Das strudelt und hallt zwischen den engbrüstigen, spitzgiebeligen Häusern, die die steilen Gassen säumen. Verwundete Knechte werden eilends davongeschleppt, das laute Wortgewirr der siegreichen Bauern verjagt ihr quälendes Gestöhn. Die Freude über den neuen Sieg erfüllt sie mit breiter, verhaltener Fröhlichkeit. Mit dem Einzug der Bauern ist der helle Tag in Herrenberg hereingeflutet. Da ist kaum ein Haus, davor nicht ihre Gewaffen stehen, dichtgebündelt wie eiserne Aehrenhocken. In allen Stuben schäumt es vom klotzigen eisernden Wortetauschen, und die Herrenberger Bürger halten bald mit. So schleppen sie aus den Kellern heraus, was ihnen die Ritter gelassen an Speisen und Wein. Das hitzt das Blut der Bauern auf. Wie es dröhnt in den engen Stuben vom Singen der Männer und dem Reden und Fragen der Herrenberger Frauen! Das Blei in den Butzen zittert vom Hin- und Widertosen der vielen Stimmen. Immer von neuem gießen sich gumpend die Zinnbecher voll mit sonnenhellem Most und glostendem Wein.

Ratgeb läßt sich von der bewegten Stunde die Gassen hinauf- und heruntertreiben und gerät in die Gaststube vom „Wildhäusel". Als er die Tür aufreißt, werfen sie ihm aus heiseren Kehlen einen Vers entgegen:

„Ihr Herren wollt nun ſchweigen ſtill
und hören was ich ſingen will,
ob jemand hat Belangen,
wie es im ganzen deutſchen Land
mit Bauern iſt ergangen,
ergangen!"

Das kommt Jörg Ratgeb gerade recht und ſo ſetzt er ihrem rauhen Willkommen dawider:

„Ach, Gott in deinem höchſten Thron,
du wollteſt uns nit entgelten lohn,
daß wir ſo böslich leben
in welſchem und in deutſchem Land!
Keiner hält ſich nach ſeinem Stand
und alle widerſtreben!"

Eine kurze Weile haben die Bauern dem mahnenden Wort ihres Kriegsoberrates gelauſcht. Dann ſchreit der Jobſt Prückner:

„Iſt Euch die Katz den Buckel heraufgelaufen — Ratgeb?"

Und der Lienhardt Scherpfen ſpottet gutmütig:

„Wiſſet Ihr nit, daß wir Herrenberg genommen haben zur frühen Stund? Iſt uns nit ein Humpen vergönnt zur Stärkung?"

Er bringt dem Ratgeb einen vollen Zinnbecher und heißt ihn trinken. Der nimmt das kühle Gefäß zwiſchen die Hände, zögert ein wenig und ſetzt es dann vor ſich auf den Tiſch: „Der Tag hat ſein End noch nit gefunden, Bauern! Müſſen wachſam ſein zu jeder Stund und wollen heut noch weiterrücken und ein Ritterneſt werfen mit Feuer ab den Bergen!"

Einer lachte gluckſend, aber es legt ſich doch eine nachdenkliche Schweigſamkeit über ſie. Ihr Taumel iſt gekühlt.

Sie werden wieder ſtill und nachdenklich. Die Bauern begrüßen einen Mann, der ſchmal und hager im niederen Türrahmen ſteht und ſie unentwegt muſtert.

„Der Münzer! Der Thomas Münzer!“ Jörg Ratgeb geht einen Schritt vor, zieht den allen bekannten Prediger in den menſchengefüllten Raum und heißt ihn niederſitzen. Da ducken ſich die Worte der Bauern, werden verhalten und verſtummen bald, ſo daß nur das Redetauſchen Ratgebs und des Thomas Münzer ſie beherrſcht.

„Iſt ein hell Feuer geſchlagen aus unſern Gewaffen, Bauern. Soll aber noch brennen mächtiger, da getilget wird alles Teufelswerk.“

„Bin Eurer Meinung, Münzer. Muß aber wohl geſetzt werden in Wort und Gſchrift, daß ein jeglicher ſein Maß find't darin und die Feuer nit verzehren, was wir ſelbſt ſäeten!“

Ratgeb ſieht die Bauern an, die ſtumm zuhören, und lieſt in ihren Geſichtern wie in einem aufgedeckten Pergament die Zeichen der ſeeliſchen Not und Bedrängnis, die tiefer noch und peinvoller ihre Kerben in die Geſichter ſchnitten als die ſchwere Arbeit auf den verfronten Aeckern. Da fährt die Geſtalt Münzers vom Schemel hoch. Sein ausgemergeltes Geſicht ſtößt vor, in den Augen iſt eine wirre Lohe erwacht:

„Gibt kein Gſchrift alſo das Wort der Offenbarung. Muß alles Menſchenwort davor vergehn. Ihr ſelbſt habt gemalet dieſe Offenbarung zu Frankfurt und kundgetan das neue Evangelium und hingemalt den Propheten des alten Bundes Elias, der neu eingeboren wird unter uns!“

Während der Worte ſpringen vor Ratgebs Augen die gewaltigen Bilder aus dem Frankfurter Karmeliterkloſter.

Münzers Geſicht verſchwimmt in einem wehenden Nebel. Ratgebs Gemüt wallt auf in herriſcher Erregung:

„Hab gemalt Elias, den harten Knecht Gottes wider alle falſchen Götzen und Götter. Bin auch ſeiner Offenbarung gewiß, daß ich muß zerſchlagen helfen die Altäre der Knechtſchaft und die gülden Kelch, darin ſie feſtſchmieden das Opfer Chriſti. Iſt der Prophet gewißlich gegenwärtig in unſer Mitten und ruft zum Evangelium des geſchlagen Bauern. Sind ausgeplündert und erniedrigt von den großen Herren, ſo ſich die Boten Gottes nennen und dennoch verwürfeln die Seel des gemeinen Mannes zu ihrem Nutz. Größere Horden als je hat Satan aufgeboten wider uns. Aber die Botſchaft der bäueriſchen Wahrheit iſt gewachſen großmächtig in uns und zieht landauf und landum. Das wird nit mehr zu tilgen ſein!" „Potz Marter und Pein, es wird nit mehr zu tilgen ſein aus uns!" ſtöhnt der Kunz Ubell mit ſeiner ausgebrannten Stimme. Während der Worte Ratgebs ſtand Thomas Münzer unbewegt und es ſchien, als wüchſe das wirre Flacken ſeiner Blicke von Wort zu Wort.

„Gallich ſchmeckt die Hoſtie auf unſerer Zung", ſtößt Münzer heftig hervor und ſeine Worte ſind von verwirrendem Grübeln überhitzt. Nun, da er ſchweigt, liegt lauernde Spannung im Raum. So tief erfüllte die Bauern das neue Glaubensweſen, daß alle Benommenheit mühſamen Denkens von ihnen fiel, wenn das Wort klar und verſtändlich unter ihnen geführt wurde. Die Gewiſſensnot, in die ſie beim Aufbruch des neuen Glaubens oft getrieben wurden, ſchwand, je länger ſie die Gemeinſchaft der Brüder um ſich fühlten und der bewaffnete Aufſtand den Tyrannen Niederlage auf Niederlage bereitete.

Da bricht von neuem die unwägbare Stimme Münzers ihre Nachdenklichkeit: „Fürſt und Pfaff ſind Teufelsdiener.

Aber die Tenne muß ausgefegt werden und wir wollen ihnen das gefälſcht Evangelium aus den blutigen Händen ſchlagen. Wir ſind gleich der heiligen Karmeliterſchar auf dem Berg Karmel vor vierhundert Jahren im welſchen Land und wider ſie rannten alle Mächte der Hölle. Da gilt nit mehr der Pflug auf dem Acker und nit die volle Scheuer, da müſſen wir uns widerſetzen, ſonſt fallen ſie über uns ebenſo wie die Sarazenen zu Akkon über die Karmeliter. Mit Folter ohne Maß ſind ſie gepeinigt damalen, zu Paaren getrieben, die Felſen abgeſtürzt, an die Pfähle genagelt, zerriſſen von Pferden!"

Ratgeb ſchließt in einem leiſen Grauen, das in ihm aufſteigt, die Augen; ſein Geſicht iſt entrückt, der zerfaltene Mund murmelt leiſe:

„Das iſt gemalt von mir zu Frankfurt."

Thomas Münzer ſtockt in ſeiner Rede, muſtert erſtaunt Ratgeb und ruft ihm zu: „Ja, das iſt gemalt von Euch, Ratgeb. Iſt der Prophet Elias unter euch alle geſandt zu ſchreien mit feuriger Zunge, das Uebel zu wenden und die heilige Botſchaft heimzuholen aus fremdem Land und zu ſetzen zwiſchen unſere Berg!"

Münzers Begierde, die Bauern ſeinen Worten gänzlich hörig zu machen, bricht jegliches Maß: „Iſt geſetzt Gottes Prophet zwiſchen euch, ſo ihr Augen habt zu ſehen, ſo ſehet, ſo ihr Ohren habt, zu hören, höret!"

Da ächzt der breitgefüge Stefan Stroehl aufgeriſſenen Auges: „Thomas Münzer! Iſt Elias auf dem Wege zu uns? Iſt ſein Sieg und Feuerkraft mit uns?"

Gellend ſchlägt wie ein aufpeitſchender Hieb in der Bauern Gemüter Münzers Schrei:

„Er ſteht vor euch, er iſt berufen als Geſandter Gottes!"

Der Ubell fährt polternd von seinem Sitz. Ratgebs Blicke laufen in unstillbarem Verlangen von Gesicht zu Gesicht. Von draußen haben noch andere in die Stube gefunden. Drangvoll und erstickend eng ist es. Aus dem verdorrten Antlitz Münzers stechen dunkle Blicke. Aufgewühlt sind die Herzen der Bauern. Fast demütig kommt die Bitte einer Frau, die voll inbrünstiger Hingabe Münzers brennender Botschaft lauschte: „Künd uns die Botschaft des Herrn!"

„Des Priesters Meß ist Zauberei und nit von Gott gesetzt in die Welt. Die Kindertauf ist nit nutz, wie könnt ein unmündig Kind schwören auf Gottes Gesetz. Muß also die Tauf geschehen erst, so man glauben und denken kann. Soll sich niemand vermessen Obrigkeit zu sein. Haben gierig an sich gerissen die Herrschaft Papst, Fürsten, Pfaffen und große Herren, sind aber heidnischem Blendwerk untertan und hörig dem Teufel."

Seine Stimme hebt sich: „Wir müssen sein eine große Bruderschaft und leben gemeinsam in der Liebe und im Glauben an das erlösende Kreuz. Wir müssen uns zeigen geduldig im Leid und das Brot brechen untereinander in Einigkeit. Standmütig stehen in allen Martyrien, fromm und einfältig und den eingeborenen Sohn des Herrn suchen in unseren Herzen."

Es schauert die Menschen unter dem heißen Hauch der Gottestrunkenheit Münzers, der nun mit geschlossenen Augen, ein wenig schwankend, zwischen ihnen steht und mit blutleeren Lippen flüstert:

„Elias, feuriger Bote Gottes, gesandt unsere Missetat zu sühnen. Täufer des Herrn!"

Mit aufgestützten Armen ringt Stefan Stroehl nach einer Frage und die andern schrecken zusammen, da er ihre Beklommenheit durchstößt:

„Haben zu Weinsberg ein blutig Gericht verhängt über die Tyrannei mit Blut und Mord. Willst du das auf dich nehmen, Täufer des Herrn?"

Thomas Münzer, seiner Verzückung entrissen, ruft hastend: „Das war ein gerechtes Gericht. Muß ihre Missetat, so am gemeinen Mann verübet wird, zehent und hundertfach gesühnt werden!"

Ueberwältigt schreit der Stroehl: „Müssen ersaufen im Blut und ihre babylonisch Gebäu und die Hoffahrt verbrannt werden bis sie liegt in Aschen!"

Das Erinnern an die dunkelblutigen Schreckenstage des zornschäumenden Ostergerichts an den Fronherrn zu Weinsberg scheint wie ein Weckruf in die verstrickten Bauernhirne zu fahren. Das Stimmgewühl wird unentwirrbar. Thomas Münzer hat sich schwer auf den Schemel fallen lassen. Er fühlt die Absicht, eine taufgesonnene Bruderschaft zu gewinnen, in dem Wortgewirr der Bauern untergehen. Da sieht er den Kriegsrat Ratgeb immer noch in Schweigsamkeit erstarrt sitzen und rückt dicht an ihn heran, rüttelt seine Schultern, als müsse er ihn aus einem Traum erwecken:

„Ratgeb — Ihr habt groß gemalt das Werk des Elias. Ist Euer Herz erleuchtet gewesen vor der Zeit. Auch ich bin gesandt als Prophet in unser Land gleich dem Elias. Glaubt dieser Offenbarung!"

Es soll eine Mahnung sein, klingt jedoch wie eine angstvoll grabende Frage. Ratgeb blickt den Propheten an, das Gesicht Münzers scheint wie mit einem Schnitzmesser aus Holz gehoben, aber die Augen brennen ein unstetes, überlebendiges Lichterspiel darin. Ratgeb schweigt. Dumpfheit kriecht in sein Denken. Die vielen lauten Menschen ringsum engen den Atem, die Seele ist überfrachtet von Gesichten, Gestalten, Gebärden, Farben. Seine Seele sehnt sich

ſchmerzhaft nach unbeſchwertem Raum. Er möchte nichts vor ſich ſehen als eine weißgeſchürfte, holzene Tafel, es möchte ſein, daß die laſtende Ueberfülle ſich darauf ergießen könnte. Nun drängt es ihn zu ſprechen und dieſer und jener läßt ab von ſeiner heftigen Disputanz und hört zu:

„Von Luther iſt uns kommen das Wort der Schrift. Das iſt ein ſcharfes Schwert, damit wir wacker fechten können, denn es iſt gewachſen auf deutſcher Zunge. Das lautere Wort, — Münzer — das lehret. Die Tauf iſt jetzt eines bitteren Streits nit wert. Iſt jetzt die Stund kommen, in der uns Schwert und Axt gegeben in unſere Fäuſt zu wehren den Tyrannen. Doktor Martinus iſt abgefallen von der bäueriſch Sach, weil ihm das Schwert in der Fauſt nit behagt. Wir aber wollen nit ſäumen, Streit zu führen für die Freiheit, bis ans ſiegreiche End. Alsdann ſoll uns erquicken Gottes Botſchaft, — nach dem Sieg, Münzer, Heiliger Elias! — Gieß dein Feuer in unſere Feldſchlangen und Arkebuſen, da ſoll es bewähret ſein und zum Siege führen. Das ewig Wort Gottes geht voran und weiſet die Freiheit. Darin wollen wir ſchäumen und aufgehen und unſer Leben ſchlagen in die Schranken! Es ſoll dem grimmen Todfeind widerfahren, was er dem gemeinen Mann antat!“

Ratgebs Stimme läuft ſeltſam kühl über ihre heißerregten Gemüter und dämmt ernüchternd den wiedertäuferiſchen Rauſch Münzers.

Jörg Ratgeb ſchaut unverwandt die lauſchend vorgeneigten Köpfe ringsum an. Jeder iſt ſeinen Augen und Händen vertraut. Hingegeben an die Vielfalt ihrer zerſorgten und abgemühten Geſichter, jede Bewegung ihrer Herzen auffangend mit ſeinen Blicken, ſaugt er ihr mühevolles Leben in ſich ein. Die freiheitsfordernde Lehre widerſpiegelt ſich in ſeltſamer Eindringlichkeit auf ihren Geſichtern. Mit küh-

nen, zwangvollen Griffen hatte Ratgeb ihre geschundenen Schicksale, qualvollen Menschennöte, zornigen Gebärden und mühebeschwerten Schultern oftmals in seinen Bildern gebannt. Alle Not der geplagten Kreaturen sammelte sich in seinem Innern und er ergoß es im Rausch wogender Farben auf die Tafeln als erschreckendes, gewaltiges Zeichen und Zeugnis seiner Zeit. Ratgeb steht auf und zwängt sich durch die Menge ins Freie. „Losreißen wollen wir uns von der Staupsäule, daran die Großkarsten uns gebunden!" hallt es in seinen Ohren nach.

Breit atmend steht er auf der schmalen Gasse und trinkt die kühle, helle Luft. Hart bäumt sich sein Blut und schwillt warm durch die Adern. „Und soll jeglicher sein ein freier Mensch", sagt er gebändigt vor sich hin, „und nit seines Leibes eigen einem Großherrn."

Noch vor dem Auszug aus Herrenberg will seine Frau Barbara versuchen, ihn in der Stadt aufzusuchen.

„Mußt dich heimlich davonstehlen, um zu mir zu gelangen, Barb!" denkt er mit einer verhohlenen Dankbarkeit. „Bald aber kommt die Stunde, da wir uns ganz und in Freiheit gehören und du nur mir eigen bist."

Jörg Ratgeb holt die vier Bannermeister aus den Häusern und gibt ihnen Weisung, die Bauern nach Sindelfingen und Böblingen zu verteilen, sie in strenger Zucht zu halten und des Befehls baldigen Aufbrechens gewärtig zu sein. Der sollte erfolgen, sobald die Nachrichten der Vorläufer aus Südschwaben einträfen. Als Ratgeb wieder allein ist, steigt er die steile, schmale Gasse, die zum Rathaus führt, hinauf. Dort hofft er die Frau zu treffen. Schon von weitem sieht er ihre Gestalt, schmal und dunkel gegen die hellgekalkte Wand des Hauses abgezeichnet. Sie bieten sich aus erlöstem Herzen frohen Willkomm.

„Jörg", ſagt die Frau verhalten, „hab viel Sorg gehabt um dich, als ich von ferne euerm Kampf um Herrenberg zuſehen mußte. Als ich aber euer Bundſchuhzeichen auf den Mauern wehen ſah, bin ich eilend hergekommen!" Ihre ſchlichten Worten laſſen ſeine Dankbarkeit wachſen. „Es iſt gut, wenn wir mitten im Streit beiſammen ſein können. Gehts den Kindern recht?"

Frau Barbara nickt ſtumm mit dem Kopf und hält immer noch ſeine Hände. Die ſonnendurchwärmte winterliche Luft umſtrömt ſie und die Schickſalsbürde der langen Trennung weicht, löſt ſich und nichts mehr hat Beſtand als die zuverſichtliche Sicherheit ihres Beiſammenſeins.

„Laß uns emporgehen zur Kirche, da iſt uns eine Zeit gegönnt, miteinand allein zu ſein", ſagt Ratgeb mit froher Stimme und ſie gehen über den häuſerumſäumten, freien Marktplatz die ausgetretenen Stufen zum Kirchplatz hinauf.

* *
*

Die Sonne hob ſich ſtrahlend gegen die Tagesmitte. Der diesjährige harte Winter hat ſich bis an den beginnenden Mai geſchoben. Von der lenzigen Wärme ſchmilzt der Schnee. Weit fliegen die Blicke über die ſchneenaſſe Ebene, die blendender Sonnenglaſt widerſpiegelt. Eng verwinkelt ſteigt unter ihnen das Geſchiebe der Häuſer herauf. Mancherlei Kraft preßt die Häuſer in ihre dichten Reihen. Von den Dächern trieft es in unabläſſigem Fall und in den Rinnſalen quellen gurgelnd die Schmelzwäſſer. Die ſchneewaſſerklare Friſche des Mittags nimmt die Schreitenden gefangen und macht ſie ſtill und froh. Die Frau trägt einen ein-

fachen Zwilchumhang, das Kopftuch ist gelöst und hängt über der Schulter, sie hat das Gesicht gehoben und in ihren Augen scheint sich die Sonnenhelle des Mittags gesammelt zu haben. Ja, selbst die notgezeichneten Linien um Mund und Stirne sind von einer schönen Freude verwischt. Als sie ihren Arm vor die Brust preßt, fühlt sie ihr Herz heftig pochen. Die Freude des Wiedersehens sinkt still in ihr Herz. Das milde Mittaglicht überfliegt mit goldgrünem Schein die nahen Dächer und Mauern, die weiten Felder und Wälder, die sich in der Ferne im dunkeln Blau der Berge auflösen. Ratgeb wendet sich und sieht die harten, machtvollen Umrisse des hohen, starkfügigen Baues der Stiftskirche, die sich breit und bedeutsam in den leuchtenden Himmel streckt. Jörg Ratgeb legt seinen Arm um Frau Barbaras Schultern und sie gehen langsam durch das Portal in das schweigende, ernste Schiff der Kirche. Durch die buntverglasten Fenster bricht in gedämpfter Kraft das Licht des hellen Tages. Die klamme Weihrauchluft weht ihnen kühl entgegen und benimmt den Atem. Mit kurzen, heftigen Schritten geht Ratgeb zum Altar, als sei dort eine Stimme erwacht, die herrisch nach ihm verlange. Als er dicht vor dem Werk seiner Hände steht, sagt er gewißheitsfroh zu Frau Barbara:

„Sieh, Barb, ist gut, daß wir sehen können zu jeder Stund die Kund von der Auferstehung."

Sie drängt sich näher an ihn. Ihre Blicke gleiten vom Altar ab und hängen an seinem Gesicht, das scharf und von der Frische der Luft gerötet aus der Pelzschaube ragt. Die tiefen Augen klammern sich an die großen Tafeln. Die Frau nimmt seine Hände und zieht ihn noch einen Schritt näher an den Altar. Die großen Flügel sind zugeklappt, daß nur die Außentafeln mit dem Auszug der Apostel zu sehen sind

„Es ist die große Wanderschaft, die ich zu Heilbronn malte, als ich beinah erstickte unter der Knechtschaft, darin dein Leib war und meine Seele", sagt er leise, und die Frau, ihre Augen noch immer nah an seinem Gesicht:

„Du hast dir Straßen gebaut, Jörg, mit deinen Händen und ist deine Sehnsucht gewandert darauf in schwerer Stund!"

Er schaut unentwegt auf die farbenfülligen Apostelgestalten und die hellen Straßenbänder, die in der lichtgelösten Weite der Horizonte verlaufen und die Gestalten der Wandernden mitziehen.

„Ein Vertrauen ist darin, daß die Straßen führen in ein gutes Ende", sagt die Frau ein wenig schnell, da sie fühlt, daß eine rätselhafte Bangigkeit in ihrem Herzen erwächst. Unwillkürlich faßt sie seine Hände fester:

„Ist doch gespannt der Bogen mit Gottes Farben der Hoffnung über die Straßen — über eure Straßen!"

Ratgeb löst seine Blicke überrascht von seinem gewaltwirkenden Werk und schaut in ihr Gesicht. Er sieht den kargen Mund zucken und von ihrer Angst springt ein dunkler Funke auch in ihn. „Ist alle Hoffnung der Auferstehung darin", sagt er laut, streift behutsam ihre Hände von den seinen, reckt sich und schlägt den rechten Altarflügel zurück.

„Sieh auffahren den gestorbenen Leib", sagt er voll tröstlicher Gewißheit. „Sieh auffahren den Leib gleich den geschundenen Bauern aus Nacht und Tiefe. Also wollte ich allen zeigen, wie Spieß und Hellebarden der pfäffischen Ritter zerbrechen in der Glut so aus bäurischer Tiefe fährt. Dann bersten die roten Siegel der Fronschaft und brennen die Berge und Burgen der Fürsten und Großhansen."

Und ein wenig leiser, demütiger fast:

„Gott hat mir anbefohlen, das hinzumalen mit der Glut und Verheißung seiner Farben, so die Natur mir schenket, daß ich sie anwende zu seinem Lob."

Noch während er spricht, weht der wilde Farbensturm der Kreuzigung gegen Frau Barbara und die grausige Qual des einsamen und unabwendbaren Martertodes macht ihr Herz heftig schlagen in wilder, würgender Angst. Darin verlöschen Ratgebs letzte Worte. Wie ein heißes Rad rennt der Gedanke durch ihr Hirn:

„Aber der Auferstehung des bäuerischen Christ geht sein Tod am Pfahl voraus."

Ratgeb, aufgesogen von der heißen Kraft seines aufrührerischen Werkes, spürt die angstvolle Unruhe seines Weibes und grübelt:

„Meine Seel ist zu mancher Zeit gleich einem irden Gehäus, darin sammelt sich Leben und Gewirke der Brüder ringsum und der Fronherren über uns. Da brechen Feuer aus meinem Innern, darin stößt der Atem Gottes, o Frau, das brennt gar schmerzlich und peinigt mich und schlägt mich mit Unruhe. Dann würgt mich die Enge und es verlanget mich sehr nach großen freien Flächen. Darin wartet die ungeborene Fülle von Gestalten, Gesichten und Gebärden, Menschen, Pflanzen und jeglicher Kreatur, beladen mit Angst, Verzweiflung und Schrecken. — Auch Berge, Wälder, Felsen, Himmel und Blumen schlafen darin und meine Händ sind drängenden Willens voll, alles zu erwecken aus unerlöstem Schlaf zu buntem Leben!"

Seine Stimme sinkt in sich zusammen. „Also sind geworden diese Tafeln."

Bei seinen Worten schlägt das Herz der Frau in ein ruhigeres Dasein zurück und ihre Angst erlischt. Sie treten vom Altar zurück und setzen sich in einen der reichbeschnitzten

Kirchenstühle. Ratgeb zieht Frau Barbara eng an sich, daß er die nahe Wärme ihres geliebten Lebens verspüre, und ihre Lippen schweigen, weil in beider Herzen eine leise Stimme erblüht, die keiner Worte bedarf. Das mittägliche Licht vor den hohen farbigen Fenstern scheint sich verloren zu haben, denn es fliegt wie Wolkenschatten durch den hohen, steinkühlen Raum. Frau Barbara ist jedes Zweifels enthoben, ihr Mund ist wieder fest und ruhig und in den Augen steht ein klares Licht. Ruhevoll schwingt die Zeit und ihre Herzen meinen, es müsse so stetig bleiben für alle Zukunft und keine kommende Stunde könne an dieses tiefe menschliche Glück pochen und sie wecken zu einem neuen, anderen, schicksalsschweren Dasein. Leise, fast flüsternd erzählt sie von den Kindern und den vielen kleinen Freuden, die sie ihnen bringen. Sie verschweigt die täglichen Nöte ihres verfronten Lebens, um die Stunde nicht zu beschweren. Aber Ratgeb spürt das, und weiß darum. Er sagt unvermittelt und rauh: „Weh denen, durch welche Aergernis und Not kommt."

Plötzlich hören sie draußen wildes, stampfendes Singen emporschlagen. Unterhalb der Kirche schüttert der Marktplatz vom Takt der abmarschierenden Bauern. Ratgeb streckt lauschend den Kopf vor:

„Sie marschieren wieder. Oh, es treibt uns der Zorn Gottes, denn sein Reich soll anbrechen über dieses Land. Nun begegnen wir Auge um Auge, Zahn um Zahn mit Stechen, Henken, Spießen, Rädern, Schießen und Schlagen."

Ratgeb springt auf, stellt sich vor seinen Altar, hebt die Hand weisend: „Frau, sieh darinnen liegt die Schrift deutsch gleich der des Doktor Luther. Alle Altäre ringsum lärmen und plärren welsch, aber man muß die Kunst gleich dem Wort umpflanzen aus welschem Land in unsern Boden,

ſoweit deutſche Zunge ſpricht, hier muß es wachſen und aufblühen, daß jeder vermag Zwieſprach zu halten. — Iſt nit ein Anfang getan?"

Er ruft die Frage laut und in großer Bedrängnis. Frau Barbara ſagt:

„Kann jeder Zwieſprach halten mit dem Wort ſeines Herzens und kommt ihm Antwort, die er verſtehen kann." Sie deutet auf ſeine Tafeln und ein ſchmales Lächeln verſchönt ihr Geſicht.

„So iſts gewagt und gelungen und rauſchend Form und Farb triumphiert über den Antichriſt."

Seine Seele taucht unter in Jubel und Erſättigung.

„Aus Fron und ſchwerer Plagerei,
von Ketten und aus Tyrannei
hilf uns, du großer Herrgott, frei"

ſchlägt das Singen der Bauern ſchwer und unruhvoll flakkend über das Klirren der Waffen und wird gleich einer machtvollen und gewaltheiſchenden Fuga im eiſernen Choral des Aufſtandes.

„Und leih uns Axt und Morgenſtern,
daß zittert das Gebein der Herrn,
laß ſchlagen ſie zuſchanden."

Haſtend geht Ratgebs Atem, daß ſein Lederkoller knirſcht. Der tödliche Bauernſturm zieht ihn von neuem zwangvoll an ſich. Er umklammert die Frau, ſpürt ihr blühendes Daſein warm und flutend in ſeinem Blut.

„Frau, du mein Herz, du mein eigen zu allen Zeiten. Muß jeglicher Acker bereitet ſein, ehe Korn wächſt. Kann Gott nur bitten alſo: Herr, du haſt laſſen wachſen die Kunſt meiner Händ und laſſen wachſen mein Herz und Seel in Schmerzen gleich einem Halmenfeld. Aber es reifet in vielen

Gewittern und trägt Keim trotz Sturm und Pein und ist also unvergänglich in deinem Segen.

Draußen singen die Bauern:

„Wohlan laßt fahren den schwarzen Sturm
und werfen Fron und festen Turm
in Aschen und in Trümmern.
Reißt an der Glocken hänfen Strang
und brennt die Feuer landentlang,
wir sind geschickt zum Sturme!"

Frau Barbara klammert sich fester an den Mann. Ihre Stimme wird dunkel:

„Wir müssen bestehen die Stürm, gleichwie deine Bilder bestehn in Not und Sturm. Sind ausgebrochen aus dir, mit Gottes Willen zu rufen für unser Freiheit. Ist nit kommen aus dir allein, das ist gewachsen aus deiner Mutter und wiederum aus deiner Mutter Mutter. Das ist der lange Weg jeglicher Kreatur. Das lieget in unser Natur. Wie darf sich mein Wille dawider sträuben?"

Das Singen schäumt machtvoll an:

„Reißt an der Glocken hänfen Strang
und brennt die Feuer landentlang,
wir sind geschickt zum Sturme!"

Nun singen es auch Ratgebs Lippen mit, ungefüg, stokkend, aus heiserer Kehle. Wie schwere schwarze Vögel flattert das Singen zwischen den kalten Steinwänden hin und wider, irrt, taumelt, wird leiser, verklingt.

Ihre Hände halten sich. Entrückt ruht Wesen in Wesen. Hinter den bemalten Fenstern glüht ein brandiges, drohendes Rot.

Auf den farbenglostenden Tafeln stürmen die leuchtenden Straßen in eine verhangene Ferne.

*

Am Nachmittag berät Jörg Ratgeb mit seinen Hauptleuten die Maßnahmen der kommenden Stunden. Die Bauern sollen sich in Sindelfingen und Böblingen bereithalten und die kleinen Weiler ringsum besetzen. Kundschafter werden ausgesandt. Ratgeb selbst sattelt sein Pferd, um gegen Rottenburg zu reiten und zu erspähen, ob feindliche Truppen sich nähern. Hallend dröhnen die Hufe im Torbogen, dann ist er im Freien und treibt das Pferd an.

Die Sonne hat ihren Glanz verloren. Gelbgraue Wolkenberge wuchern schnell vom Süden herauf und überdekken in jagender Eile den ganzen Himmel. An wenigen wolkenfreien Stellen hat sich die letzte Klarheit des Tages gesammelt und färbt die Wolkensäume in gleißender Pracht. Immer stärker weht ein warmer, südlicher Regenwind gegen den Reitenden an. Fest muß er die Kappe in die Stirn ziehen. Die Schaube flattert um ihn, und der aufgeweichte Weg spritzt vom eilenden Hufschlag. Das Licht verliert seine Macht immer mehr, die wenigen Schneestreifen leuchten fast grell aus der dunklen Sattheit der keimbedrängten, feuchten Aecker. Eine voreilige Dämmerung fällt auf die Ebene, wächst über die wälderüberwucherten Berge der Schwäbischen Alb und saugt das Land langsam in graue Gestaltlosigkeit auf. Die Fernen verhängen sich dichter. Die Bäume zu Seiten der Straßen wachsen ins Uebergroße und stehen wie stachlige Wächter, erfüllt von mahnendem Rufen, denn der föhnige Wind zieht immer tieferen Atems über das Land hin und bringt überraschend einen

feuchtwarmen Nebel mit, der alles in wehende Schleier hüllt.

Da wachsen die Laute gar mächtig an, gurgelnd rauschen die Schmelzwässer. Die Bäume sind aus starrer Winterruhe aufgeschreckt und ächzen fast lustvoll unter der Gewalt des südlichen Föhns. Das Pferd bäumt sich manchmal, wenn ein Schatten zu jäh im grauverwitterten Licht es schreckt. Dann ruft Ratgeb ein paar ermunternde Worte und weiter geht der ruhlose Ritt. Obgleich Ratgeb alle Sinne anspannen muß, Weg und Richtung nicht zu verlieren, jagt der unruhige lenzige Südsturm sein Blut schneller durch die Adern. Sein Wille durchbricht die Grenzen, die seinem Leben umsetzt sind, er verspürt fast körperlich den Durst seines Wesens nach Raum, Weite, Unermeßlichkeit. Je beklemmender die tanzenden Nebelfetzen sich vor sein Gesicht pressen, um so glutender erwachen dürstende unersättliche Wünsche, gestaltlos und verwischt. Sie werden aber deutlicher, wenn ein Wort Martin Luthers oder ein Satz der bäuerlichen Freiheitsordnung kurz und klar aufleuchtet. An die feste Ordnung des bekennerischen Wortes klammert sich Ratgeb, um nicht verschlungen zu werden von der schwelenden Föhnluft, die ihn neblig umbrodelt. Er treibt das Pferd schneller an, seiner stürmenden Unrast Herr zu werden. Seele, Augen und Hände hungern nach Pinseln und sorgsam geriebenen Farben, denn aus dem wehenden Nebelgeflatter lösen sich eindringlich und aufschreckend Farben und Gesichte. In ungestümem Trieb würde er noch einmal auf eine Tafel die Geißelung malen, voll Grausigkeit und Entsetzen, daß die Menschen die Augen schließen müßten vor aufquellender Angst, wenn sie das anschauten. Und er wollte malen das Gesicht des geschlagenen Bauern noch wilder, verzerrter, und die Geißelknechte noch brutaler, wut-

und haßschäumender. Den heißen Durst der an die Aecker geschmiedeten Bauern nach Freiheit aber noch ausgedörrter, und die sehnsüchtigen Gesichter der Propheten nach dem welschentbundenen Wort der deutschen Zunge noch weckender. Und es sollten lärmen über den Strauß der Waffen die Posaunen des Herrn zum Gericht, da geschieden wird die Welt in Gut und Böse. Ihn lechzte nach Farbe und Gestalt, Gesicht und Gebärde, wie schon oft in seinem Leben, aber da die Nebel seine Augen mit Blindheit umhüllen und seine Blicke nicht wandern dürfen über die blauschimmernden Hügel der Heimat in die unausschöpfbare Tiefe des Himmels, erstickt er fast vor der brennenden Wucht der Gesichte. Ratgeb zwingt sich, denkt an Frau Barbara, ein wenig klären sich die strudelnden Gedanken, er weiß um das bedeutendere Wirken seines Lebens, da er sie fand. Ihn durchschauert ahnungsvoll die Erkenntnis der grenzenlosen Weite seines Daseins, das sich begrenzen mußte unter dem Gesetz menschlicher Ordnung, um das erhoffte Ziel zu erreichen zum Wohl der geketteten Brüder.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ueberraschend groß taucht zur rechten Hand der scharfe Schatten eines Hauses auf. Ratgeb reißt das Pferd zurück und freut sich fast, der gefahrvollen Verlassenheit seiner wirbelnden Gedanken für eine kurze Spanne enthoben zu sein. Als er absitzt, erkennt er das Wirtshaus „Zum Raben", das vor den Toren Entringens liegt. Dunstige Wärme schlägt ihm entgegen, als er die knarrende Tür aufstößt. Die rußenden Späne in den Eisenhaltern werfen bewegte Schatten durch den niedrigen Raum. An einem der klobigen Tische sitzt ein einzelner Gast. Ratgeb läßt sich schwer auf einen Schemel nieder und streckt ermüdet die Glieder. Nach einer Weile ruft er den Wirt. Stattdessen aber hat sich

der Fremde erhoben und steht nun vor ihm. Ratgeb springt überrascht auf:

„Subprior Adam von Frankfurt!"

Die Männer schütteln sich die Hände.

„Seid lange nit mehr Gast meines Ordens gewesen, Ratgeb, treibt Euch wohl eine Wanderschaft?"

Ratgeb sucht ein wenig nach einer Antwort, sagt zögernd: „Ja, — es treibt mich eine Wanderschaft, Herr Subprior."

Er durchforscht das verquollene, gerötete Gesicht des Subpriors Adam, der ihm vor Jahren den großen Auftrag der gewaltigen Wandbilder im Frankfurter Refektorium der Karmeliter überbrachte und mit dem ihn eine herzliche Freundschaft verband. Eine tiefe Kluft hatte die Bauernkriegszeit zwischen jene schaffensrauschenden Jahre und jetzt gerissen. Auch der Subprior spürte das. Beiläufig fragt er, um eine aufkommende frostige Stimmung zu verwischen, wohin sein Ritt gehe durch diesen ungewissen Frühjahrssturm.

„Sind auf den Wegen, ein blutrot Siegel zu setzen unter die Jahre der Knechtschaft."

Mit diesen Worten erhält der hohe Geistliche die Bestätigung der Gerüchte, die ihn wissen ließen, daß der Maler des Frankfurter Karmeliter-Refektoriums nun Bauernhauptmann zu Heilbronn geworden war. Widerspruch kämpft in ihm, fast verwünscht er die Begegnung.

„Ratgeb, Ihr schmähet Gott und die Heilige Kirche, wenn Ihr Euch auf die Seiten der ketzerischen Bauern schlagt!"

Das faltige Gesicht Ratgebs strafft sich. Er steht drohend und hell im düsteren Raum.

„Jesus Christus hat uns alle mit seinem Blut erlöst. Ein Mönch ist aufgestanden und hat das Gotteswort gepredigt deutsch, jetzt können wir's lesen und prüfen. Es stehet da

geſchrieben, wir ſollen frei und nit leibeigen ſein. Gott hat allen Menſchen Gewalt gegeben über Felder, Wälder, Getier und Frucht. Darum darf jeder teilhaben an allem. Wider Gottes- und Menſchenrecht haben die Pfaffen ſich angeeignet Höfe und Aecker, Vieh und Ernten. Wo ſtehet in der Bibel von Zehent und Zins, Pfaffenſteuer und Papſtbürde? Deswegen mußten wir uns zuſammentun und Rotten bilden, damit göttliche Gerechtigkeit wieder herrſche in deutſchem Land. Die Aexte und Gewaffen ſollen uns das göttliche Recht erſtreiten."

„Chriſten ſtreiten nit mit Waffen, ſondern mit dem Wort Gottes und dem Kreuz."

Des Malers Stimme birſt vor Hohn wie ſpringendes Glas:

„Leichenhaufen ſchwelen! Gerädert, gemordet, geſchunden, geknechtet, vergewaltigt, übermannt, geſchlagen, verſpottet, getreten und geſpießt hat man den gemeinen Mann im Namen des Kreuzes und unter dem Wort Chriſti."

„Ratgeb!", ruft der Subprior erſchreckt und hebt die fülige Geſtalt: „es heißt nit ‚Wir erlöſen uns ſelbſt von dem Uebel'. Es heißt nit ‚So mich einer auf die rechte Backe ſchlägt, würge ich ihn zu Tode'. Es heißt nit ‚Der Wille der Bauern geſchehe'!"

Ratgebs Stimme brandet hoch auf:

„Es iſt keine Zeit auf Gott zu warten. Dann ſind wir bald von Pfaffen und Rittern zu Tode geſchunden! Jetzt iſt die Stunde, da wir es ſelbſt erfüllen müſſen."

Adams Mund ſpannt ſich, ſeine Augen werden düſter und drohend:

„Ratgeb! Iſt ein gefährlich Neſt gebaut von den Bauern, brennen ſchon die Flammen der Heimſuchung darunter. Ich

rat' Euch, fliegt davon früh genug, eh's mit Euch verbrennet. Ich hab' gute Meinung von Euch und Eurer Kunst."

Ratgeb mißt ihn erstaunt, sagt mit nüchterner, gesammelter Stimme:

„Ich bin meines Wegs gewiß!"

Der Subprior kneift die Lider zusammen, hebt nachdenklich den ergrauten Kopf. Dann bricht es ungehalten aus ihm:

„Ist kein Trost nit in Euren Bildern. Es geht Schreck und Grauen davon aus und lässet die Herzen schlagen in Unruh'. Wollt es Euch zu Frankfurt nicht sagen damalen, dacht', Ihr findet die Ruh' in Christus. Nun aber sehe ich laufen den Weg Eures Lebens in eine teuflische Irre."

In Ratgebs Schädel gären trotzige Gedanken.

„Unsere Herzen stehen in Flammen, unser Land lieget in Pein und stöhnet, der gemeine Mann zerrt wider die Fronsträng'. Wie könnt ich da malen die Ruh' von Bethlehem und den Trost der Verheißung, so gekommen ist über die Hirten im Felde? Ist eine neue Verheißung aufgebrochen und tun Künder not, die ohne Erbarmen hämmern das tönend Erz, daß die Schläfer aufwachen aus tiefem Traum und trommeln an ihres Herzens Pforte. Denn ist eine große Stund', so verkündet ist und ein wehend Banner, auf das hat Gott ein zornrotes Zeichen geschrieben, heißet — Bundschuh!"

Wie ein heißer Sprudel hat es sich über den Subprior ergossen. Gleich eines Lebens Schuld und Reinigung triumphieren des Malers Worte. Unerbittlich ist die Lebensschale Ratgebs vor den Augen seines Gönners zerbrochen und bloß liegt der Kern, nackt, freiheitsträchtig.

Die Stille lastet wie Blei. Vor den dunklen Fenstern stöhnt heiser der Sturm, streifig durchzieht beißender Kien-

ſpanrauch den Raum. Das Geſicht Ratgebs, einer niegeſehenen magiſchen Lebenskraft voll, wird dem Subprior immer unſichtiger. Iſt es der düſtere Schwaden? — Rückt die leibliche Geſtalt des Malers immer ſteter von ihm zurück? Adam von Frankfurt wiſcht ſich ächzend die erhitzte Stirn.

„Gottes Wille und Wort beſtehet über alle Zeit", hört der Subprior des Malers ferne, wühlende Stimme; „Papſt und alles päpſtliche Werk iſt menſchliche Erfindung und vermeſſen iſt's zu ſagen, daß ihr durch Berührung von Menſchenhand als Prieſter über alles irdiſche Volk erhoben ſeid. Ohne Recht ſteht ihr zwiſchen Gott und ſeinen gläubigen Herden. Was Chriſtus hinterließ an lauterem Glaubenswein, hat die Kirche verſchüttet und beſchmutzt. Weltliche Händel hat euere Kirche entfacht. Gebet und Wohltat wollt ihr bezahlet haben. Mit Schacher und Schande habt ihr Chriſtum tauſendfach verraten und gekreuzigt."

Der Subprior ſtöhnt in hilfloſem Zorn: „Soweit hat es Euch getrieben, — Ratgeb? — Wenn Gott ſo regieren wollte, wie es in eueren wirren Hirnen ſpukt, gäbe es bald keine tauſend katholiſche Chriſtenmenſchen mehr in dieſem teufliſchen Land!'

„Gibt es denn mehr?" fragt Ratgeb leiſe. „Gibt es denn jetzt mehr?"

„Was aber wollt Ihr predigen laſſen den Mordhaufen?", ſchreit der Subprior laut.

„Ein Wort der Schrift — Herr Subprior, daran zerſchellt das Machwerk der päpſtlichen Kirche wie an einem Fels: Der Gerechte des Herrn lebt aus dem G l a u b e n!"

Ehe Adam von Frankfurt noch einmal zu ſprechen anheben kann, ſchlägt hallend die Tür ins Schloß. An die Scheiben ſtoßen knöcherne Windſtöße.

„Ratgeb — — — Maler Gottes", murmelt der Sub-

prior von Frankfurt mit ſchlaffen, müden Lippen. „Ratgeb — — geraten in die Feuer des Teufels.“

Er fühlt ſich plötzlich matt, um viele Jahre gealtert, findet nicht einmal mehr Kraft, ein ſegnendes Kreuzzeichen zu ſchlagen.

* *
*

Der Abend dunkelt durch die windüberſchüttete, neblige Luft, als Jörg Ratgeb ſein Pferd ſattelt, um weiterzureiten. Kaum erkennbar drängt ſich die gedrungene Geſtalt des Wirtes an ihn und flüſtert den Spruch der aufſtändiſchen Bauern, daran ſie ſich erkennen:

„Geſell, was iſt dein Weſen?“

Ebenſo verhalten gibt Ratgeb zurück:

„Der arme Mann wird nimmer geneſen.“

Der Wirt reckt ſich, ſeine leiſe Stimme hechelt:

„Von Rottenburg iſt Botſchaft kommen! Liegt dort in großen Haufen der Truchſeß von Waldburg. Hat zu Stockach und Balingen bitter gehauſt und geſchlagen unſere Bauern, will jetzt vor Herrenberg und darüber hinaus. Reitet — Ratgeb — reitet!“

Jörg Ratgeb ſchlägt die Sporen in die Weichen ſeines Pferdes. Der Nebel verſchlingt ihn. Es iſt ein wilder Ritt. Die Luft ſcheint geladen mit Spannung. Auf der Straße, die von Rottach nach Böblingen führt, hört er verdeckt und gedämpft vom wallenden Nebel verdächtiges Geräuſch. Es hallt Eiſen an Eiſen. Das Pferd bäumt. Ratgeb vernimmt ganz deutlich das Stampfen unzähliger Hufe. Er wirft ſeinen Gaul herum und jagt den Weg nach Böblingen zu-

rück. Der naſſe, lehmige Boden ſpritzt hoch auf. Ueberhängende Tannenzweige peitſchen ſein Geſicht. Allmählich hat ſich der fliehende Nebel gelichtet. Von den Höhenkämmen, die ſich in ſchwarzer Einſamkeit gegen den dämmernden Himmel lehnen, iſt er vollends gewichen. Erſte Sterne flimmern in unſagbarer Verlaſſenheit. Aber es iſt, als verwirrten die dahinjagenden Wolken die ewigen Bahnen, denn immer wieder verlöſcht der flimmernde Sternenglanz für eine Weile.

In Böblingen haben die Bauern Ratgeb erwartet. Mit wenigen Worten ſind die Hauptleute unterrichtet, und dann kommt in das Bauernlager machtvolle Bewegung. Sie verlaſſen die Stadt und bringen die Falkonetten auf den Berg. Hinter dem Schloß wird Deckung genommen. Auch aus Sindelfingen ſind die Bauern gezogen und bilden in der Talſenke zwiſchen den beiden kleinen Städten große, abwehrbereite Haufen. Unterhalb des Böblinger Berges baut man in Eile die Wagenburg auf. Noch während alles in übereifriger Bewegung iſt, bricht ſchwarz und gewalttätig der Feind über ſie herein gleich dem ſüdlichen dunklen Sturm. Die Geſchütze des Truchſeß durchdonnern grell die Dämmerung. Ein Rennfähnlein ſetzt an zum ſpießgefällten Lauf wider die Bauern. Der verlorene Haufen rennt unter knatterndem Geſchrei in breiteſter Linie nach. Das Geſchwader mit dem Schützenfähnlein walzt langſam hinterher. Um Sindelfingen ziehen die öſterreichiſchen und pfalzgräflichen Geſchwader immer droſſelnder ihre klammernden Ringe, die mainziſchen Gewalthaufen, die Geſchwader des Fürſten von Bayern und die heſſiſchen Reiter umzingeln die bäueriſche Wagenburg. Das ſchickſaldunkle Verhängnis bricht mit Gewalt über die Wucht der fechtenden Bauern herein. In der wachſenden Finſternis verlieren ſie raſch unterein-

ander die Fühlung. Ihr abwehrgefestigtes Gefüge wird zersplissen, in einzelne Brocken zerschlagen, zertrümmert. Aber noch jeder Trümmerhaufen des Heeres wehrt sich mit übermenschlicher Verzweiflung. Die Bauern drängen dichter zusammen, daß ihre Leiber gleich einer Mauer werden. Das gehackte Blei jedoch, der Wall anrasender Spieße und Hellebarden, die breitschneidenden Schwerter machen die lebende Mauer bröckeln, schwanken, stürzen. Unersättlich ist das Drängen, Stoßen, Schieben der zahllos Nachdrängenden. Eisen, Fleisch und Bein kracht und knirscht unter hämmernden Schlägen. Die blutige Mühle der Schlacht mahlt in grauenvollem Getöse, und die Nacht bebt von der Uebergewalt der hämmernden, bäumenden Abwehr der zersprengten Bauernhaufen. Das springt, schlägt, kreist, fällt und stürzt im ungeheueren Mahlgang des nächtlichen Kampfes. Es drängt Ratgebs Haufen tiefer zurück, Gehölz nimmt sie auf, Tannenwald gibt Schutz. Die Truppen des Truchseß fühlen den Widerstand erlahmen. Im grimmen Taumel rasen sie weiter vor und schlagen zu Tod, was sich noch bewegt.

Dem furchtbaren Getümmel ist Ratgeb mit zwanzig Bauern wie durch ein Wunder entronnen. Zwischen den Schultern brennt eine blutende Wunde und lähmt fast die Glieder. Aber sie müssen weiter. Aechzend kriechen sie über den modrigen, bitter riechenden Waldboden. Ueber ihnen peitscht der Sturm das Geäst. Von ferne fliegt einem dunklen Donner gleich das Abebben des Schlachtlärms durch die Bäume. Qualgeschrei, Zornbrüllen und Siegestoben weht auf den Flügeln des Sturmes zu ihnen.

Es ist unfaßbar, in welchem Umfang die Bauernheere von der Uebermacht der Feinde vernichtet wurden. Mühsam kriechen die Fliehenden weiter, beschleunigen die tau-

melnden Schritte. Wenn einer stöhnend liegenbleiben will vor Schwäche und Not, faßt der andere seine Schulter: „Komm, Bruder, — die Feinde haben Herrenberg noch liegengelassen. — Ist Schutz dort. — Verzage nit!“ —

So erreichen sie schleppend nach endlos quälender Zeit das offene Stadttor Herrenbergs. Die feindlichen Heere haben genug zu tun, die Wagenburg zu plündern, und werden wohl in Böblingen und Sindelfingen Quartiere machen. Vorerst bietet Herrenberg dürftigen Schutz. Die Gassen des Städtchens liegen wie ausgestorben. Die wundgeschlagenen Männer schleppen sich zur Kirche, darin zu rasten. Ratgebs Schritt stockt, bevor er die Schwelle übertritt:

„Komm als Geschlagener — Herrenberg!“

Vor Irrsal und Schwäche stockt das Blut seines Herzens, taumelnd greift er mit den Händen nach dem Gemäuer, um sich zu halten. Er weiß sich in Einsamkeit ohne Erbarmen verstoßen.

Da schlägt vom Turm durch den fauchenden Sturm, erzzerrissen, aber unerschütterlich das Herz der Zeit:

Mitternacht.

* *
*

Die Bauern kauern in einem Winkel beisammen. Die Finsternis macht das Gewölbe ungeheuer hoch und lastend. Nur das rote ewige Licht schwimmt zuckend in der urgründigen Nacht. Jeder Laut steigert sich ins Vielfache. Die Bauern frieren, rücken enger zusammen. Ohne Unterlaß singt der Sturm um die Mauern, pfeift zischend durch die Turmschindeln, wühlt dunkel im Glockengestühl. Er hat unzählige ruhlose Stimmen. Aber die Geschlagenen hören

ſie nicht. Ihre zerſchundenen Leiber haben nur einen Herzſchlag:

Verloren!

Das ſchlägt durch ihr Daſein, zerſtampft die Gedanken, erſtickt die Worte. Die Wunden ſchmerzen, ſie können ſie nur notdürftig verbinden. Licht darf nicht entzündet werden, denn ſie müſſen unbemerkt bleiben und können froh ſein, ſich ein paar Atemzüge Raſt zu gönnen, ehe die Flucht vor den Verfolgern ſie weitertreibt.

Von der Tür ſchlagen Schritte über den Steinboden. Sie fahren hoch.

„Geſell, was iſt dein Weſen?“ röchelt einer.

Brüchig und ausgebrannt kommt die Antwort: „Der arm' Mann wird nimmer geneſen.“

Der Neuangekommene taſtet zu ihnen hin, läßt ſich polternd fallen, ächzt:

„Sind viel Bauern auf der Flucht — aber die meiſten ſind geblieben.“

Unaufgefordert berichtet er von der Nacht des Unterganges: „Vom Bodenſee und Weingarten an hat der geteufelte Truchſeß die Bauern zerſchlagen. Vor jedem Strauß haben ſie geſchrieen: „Rach' für Weinsberg! —“ Alſo ſind grauſam zerſchlagen und erſtochen tauſend und abertauſend Bauern. Iſt ſo gangen bis auf den heutigen Abend vor Böblingen. Haben allein geſtanden vor Böblingen wohl ſechstauſend Bauern, iſt davon keiner entkommen. Die Wagenburg iſt geflohen auf den Galgenberg — iſt auch geſchlagen. Die vor Sindelfingen ſtanden, haben fliehen können. War dabei — hab aber noch nach Herrenberg reiten können. Müſſen uns noch dieſe Nacht zur Nagold ſchlagen und weiter gen Pforzheim. Könnt' ſein, Brüder, daß der

Truchſeßhund in Herrenberg Bauernwaffen wittert und vor Tagesanbruch Herrenberg nimmt. —"

Wie Steine ſind die zerhackten Worte des Bauern über ſie geſchlagen. Ihre letzten Hoffnungen ſind vernichtet. Es kommt auch keine Frage mehr. Völlige Zertrümmerung iſt über ſie hereingebrochen.

Jörg Ratgeb hört regungslos den Bericht ihrer Niederlage an. Seine einzige Hoffnung ſind noch die bäuriſchen Tauberhaufen, die vom Ritter Florian Geyer geführt werden. Aber der Truchſeß ſcheint ungeahnt große Truppenverbände zuſammengefügt zu haben, und die Verbindung der noch lebenden Trümmer der Bauernhaufen iſt völlig zerriſſen. Ratgeb ſtöhnt tief auf. Die blutverkruſtete Rükkenwunde peinigt ihn mit glühenden Nadeln. Aber ſchon löſen ſich die notvollen Gedanken aus ihrer hoffnungsloſen Haft. Er horcht auf das Brauſen des Sturmes.

‚Sturm und Feuer', denkt er und gräbt den Kopf in beide Hände, ‚aufgeloht mächtig zu löſen die Ketten des arm' Mannes, ausgeſtampft von der Knechtſchaft Eiſenſtiefel.'

Dann hält es Ratgeb nicht mehr in ſeinem finſteren Winkel. Wankend taſtet er ſich in die Höhe, die quälende Ausweglosigkeit treibt ihn an die Tafeln, die ſeine Hände malten, als noch der Sturm der Hoffnung durch ihre aufgeriſſenen Gemüter wehte. Die Tafeln ſind in ſchweigender Schwärze verſtummt. Er taſtet mit bebenden Fingern darüber hin, fühlt kühl die aufgerauhte Firnisſchicht, aber es iſt alles ohne Form und nichts zu ſehen. Da tappt er ſich hinüber zu dem rotzuckenden Licht der ewigen Lampe und zerrt an der hängenden Kette mit haſtigem Griff, löſt ſie und trägt die Schale an ſeine Tafeln. Einer der Bauern hinten in dem Winkel findet ſeinen Spott wieder.

„Wirſt auch jetzt noch nit laſſen ab von Ketzerei und Sünd'

und das ewig Licht berühren mit deinen Händen? Lädst noch eine Sündenlast mehr auf deine Schulter, Bruder!"

Und Ratgeb sagt:

„Bin beladen mit Schuld und Schicksal aller Bauern. Wiegt nit mehr das ewig Licht in der Schale."

Ratgeb hält das schwache, dunkelrot scheinende Licht so nahe an die Tafel, daß zu unruhigem Leben erweckt, einige Köpfe darauf sichtbar werden. Alles andere ist noch in wogende Dunkelheit getaucht. Einige Bauern sind näher gekommen, das seltsame Gebaren des Bauernrates deutlicher betrachten zu können. Es ist fast anzusehen, als verschmelze Ratgebs Kopf mit den gemalten Bildern in dem verlorenen Licht, das uralt und greisenhaft im schwarzen Gewölbe leuchtet. Ratgebs Gesicht ist ausgedörrt und beinweiß. Die Haare darüber stehen strohig und werfen dunkelzackende Schatten in sein fahles Gesicht. Die Augenlöcher sind schwarz wie die Mitternacht in ihren Herzen. Nah, daß die Stirn die Tafel fast berührt, neigt sich Ratgeb daran. Der zukkendrote Lichtkreis wandert langsam von Gestalt zu Gestalt der Geißelung. Die Farben sind hell, sie springen in seine Augen, krallen sich fest in sein aufgewühltes Herz, gleißendes Sonnengelb schreit ihm entgegen, löst sich auf in fanatischem Goldgelb, wird dunkler, besänftigter, sinkt in satte erdbraune Ackerruhe, verweilt aber nicht darin, sondern fährt erneut empor zur hellsten Helligkeit, höchsten Stärke, blendendsten Eindringlichkeit und vermählt sich leise mit seidigem Morgenblau. Dann ertrinken die Farben im verharschten Blutbraun, wandeln sich durch Aschenfahle und steigen triumphierend empor zu lebendem Fleischweiß. Ein Hauch weht daher von frühlingsjungem Grün; aber immer wieder bricht voll aufreizender Gewalttätigkeit das revoltierende Gelb heraus. Aus diesem Farbrausch bilden

ſich die Geſtalten, Menſchen, Geſichter, Gebärden, Handlungen. In wildem Wirbel werden der Bauern Blicke in alle grauſamen, voll Schauder kochenden Folterungen gerichtet. Sie müſſen auf unentrinnbare Weiſe das Beſpeien, Ruten, Schlagen des ſchaugebotenen aufbäumenden Leibes am Marterpfahl mit anſehen. Sie ſehen ihre eigenen notzerpflügten Geſichter darin wie in einem magiſchen Spiegel, ihre Fäuſte, ihre Augen, ihre Gebärden und Gewänder, ihre Schmerzen und Sorgen. Und müſſen anſehen die barbariſch wilde, verzerrte Wut der Folterknechte, anhören die ſauſenden Peitſchenſchläge, ſehen auf der Galerie die bitter grinſenden Landsknechtsgeſichter und den ſchwammig gedunſenen Tyrannen Pilatus. Es fallen alle Worte der Schrift von ihnen ab wie klirrende Scherben, es bleibt in unvorſtellbarer Grauſamkeit: — ihre nackte Not. Sie möchten entweichen, aber das wandernde ewige Licht vor ihnen, der ſeltſam rotbeſchienene Kopf Ratgebs zwingt ſie anzuſchauen ihr Gericht.

Auch Ratgeb möchte entweichen, aber er muß den Weg des Schickſals gehen mit einem ewigen Licht in Händen durch alle klaffenden Finſterniſſe und Gluten des Haſſes, der Empörung, der Schmerzen und des Aufſtandes bis zum letzten Ende. Leiſe löſen ſich die verklammerten Lippen, Raum zu geben der brodelnden Wirrſal der Gedanken:

„Iſt die welſch Knechtſchaft wie Fels auf unſerm Gewiſſen. Haben uns geſchlagen und vertan! War Gott beim Bundſchuh? — Er hat gewendt das hölliſch Spiel gegen die Freiheit. Alſo muß jeglicher leiden den Martertod für ſeine Brüder, für die Freiheit, für uns alle und Frauen und Kinder und Kindeskind! — Aber auch Chriſtus hat ſich gewandt von uns, wir ſind geſtellt allein auf uns und unſer Gewiſſen — wollen beſtehn vor Gott. — Hab mich vor dem

Pflug der heilig Kunst gestemmt wie ihr auf dem Acker. Wollten die Tyrannen, daß ich gehen sollt welsche Weg'. — Bin aber doch gegangen die Furchen, wie ich es wollt', nit wie die Peitschenschwinger. Meine Brust war Verlangens voll und hat keine Statt, treibt mich um und um. Seht, meine Kunst ist worden aus Not, soll bestehn in Not und also untergehn darin. Ist die Freiheit zerschlagen von Verrat und Tyrannei, also müssen meine Händ' vernichten das Werk, das zum Aufstand schrie!"

Die letzten Worte sind in zornigem Entsetzen aus ihm geschlagen. Er zerrt ein Messer aus dem Rock, immer noch die Lampe in der ausgestreckten Hand haltend. Als er die blitzende Klinge ansetzen will, das Bild zu zerschneiden, fällt der Lichtschein auf die nächste Tafel der Auferstehung. Der Maler zuckt zurück, tritt einen Schritt nach rechts, näher rückt das Licht, er hält es vor die aufgeborstene Erde und den wundersam durchsonnten lichtgrünen Horizont. Es überwältigt ihn eine plötzliche, wundersam wärmende Zuversicht. Seine Stimme ist geläutert und wiegt wie Eisen. Eine rätselhafte Gewißheit lädt sich auf die Bauern: „Brüder, seht, — ist aufgebrochen das Grab und die Verwesung überwunden. War zu früh zur Freiheit, war unser Herz noch nit die rechte Wagschal' für Gottes Land, waren noch nit genug Brüder einmütig beisammen, war der rechte Christus oder Luther oder Elias oder Münzer noch nit in unsere Mitten gesandt. Ist aber gesetzt Gottes Freiheit in unsere Brust, kann sie doch nit untergehen. Die nach uns kommen und aus uns, unser leiblich Auge siehet sie nit, aber sie haben Samen und Gestalt aus uns, also werden auch sie begehren die Freiheit zu ihrer Stund'. Dann wird's reichen über die schwäbischen Berg' hinaus, wird sein eine größere Bruderschaft und ein größerer Prophet und eine größere

Einherzigkeit. Der Anfang ist getan. — So soll stehn der Altar und schrein von dieser Stell, Stund um Stund von dem, davon wir gemacht den Anfang unter Schmerz und — — Tod!"

Er läßt die Lampe sinken. Das Licht fällt jetzt in die Bauerngesichter. Eine gärende Unruhe hat sich ihrer bemächtigt. Vergessen ist für eine Weile ihre hoffnungslose Lage. Heiß schlagen die Pulse. Ist nicht eine seltsam klingende Verheißung und Hoffnung aufgeklungen in ihres Ratgebs Worten?

Aber bald schon gießt sich wieder erbarmungslos die Wirklichkeit über sie. Ein Bauer kommt von draußen in die Kirche gestolpert und berichtet gehetzt, ein Teil der feindlichen Truppen begäbe sich zurück, um Herrenberg zu nehmen. Fluchend verlassen die Bauern Herrenbergs Kirche. Ratgeb steht immer noch versunken, das rotflackernde Licht in der herabhängenden Hand vor seinem Altar, der wieder von Dunkelheit überschüttet ist. Seine freie, breitknochige Hand tastet zur Brust, laut, gleichmäßig und ruhig gehen die Schläge des Lebens. Seine Augen liegen regungslos in tiefen Höhlen, seine Schläfen sind eingefallen und dunkel verschattet. Der Untergang hat über seine breite Stirn jähe Furchen gerissen. Er lauscht mit seinem ganzen Wesen der unergründlichen Gewalt der ruhiger werdenden Stimme in ihm.

„Ratgeb!"

Ein Ruf macht ihn auffahren. Ein Bauer kommt zurück.

„Ratgeb. Frau Barbara hat die ganze Nacht in der Stadt auf Euch gewartet! — Kommt! — Ist keine Zeit zu vertun."

Mit ruhigen, willensstarken Schritten bringt Ratgeb das ewige Licht an seinen Platz und folgt dem Bauern. In den

Gassen ist es ruhig. Vereinzelt brennen in den Häusern die Oellichter. Drangvoll und ungewiß sind die Tage und Nächte dieser Zeit, und die Bürgerruhe ist ein Traum, dem seufzend nachgetrauert wird.

Hinter dem zersprengten Fallgatter am Stadttor löst sich aus der nächtlichen Verborgenheit die Gestalt Frau Barbaras.

„Jörg, oh Jörg!"

Sie verschließt gleich wieder den Mund, gewaltsam keiner Klage Raum lassend. Ratgeb faßt ihren Arm:

„Wollen gehen die Straße gegen Pforzheim. Müssen den feindlichen Schnapphähnen rechtzeitig entkommen."

Jörg Ratgeb schlägt die Zähne in die Lippen vor Anstrengung und Pein. Zwischen seinen Schultern hat sich ein fressender Schmerz gesammelt und quält fast unerträglich. Beklommen und stumm gehen sie den ungewissen Weg auf die Nagold zu, wenn einer strauchelt, richtet der andere ihn wieder empor.

„Komm! Es wird schon recht!"

Hin und wieder schauert die Frau vor der lautlosen, tastenden Berührung des föhnwindgetriebenen Nebels auf ihrem Gesicht. Scharf spähen die Augen in die lauernde Undurchdringlichkeit ringsum. Es knistert im Wald, der die Straße säumt, Zweige brechen, ein Uhu schreit nah und erschreckt, verliert sich klagend in der Wälder Unergründlichkeit. Aeste streifen ihre Schultern, schlagen ins Gesicht, schattenvoll und übermächtig umweht die Nacht die beiden. Einem Dämon gleich horstet das Verhängnis vor ihnen. Das qualvolle Schweigen des einsamen Weges zu brechen, streift Frau Barbara scheu über des Mannes Hände:

„Bist entkommen dem Tod. Bleibt unser Leben gemeinsam. Laß uns fliehen weit und schnell! — Schnell!"

„Wird ſchon gut, ... wird ſchon gut", murmelt Ratgeb kaum hörbar, faßt plötzlich ihren Arm feſter und bleibt ſtehen. War da nicht Pferdewiehern zu hören? Ein Klirren, Stimmen? Frau Barbara drängt ihn an den Wegrand, Schutz zu ſuchen im Geſtrüpp. Aber regungslos bleibt Ratgeb ſtehen, ja, ſeine Geſtalt reckt ſich ein wenig und iſt voll Erwartung. Schon entſpannt ſich die lauernde Schwärze. Hufſchlag dröhnt und donnert, es durchhämmert die Nacht ein heulender Schrei: „Halt!"

Vor ihnen bäumen ſich Pferde, ſechs, acht, zehn. Ein Reiter entzündet eine Hornlaterne. Das mißfarbene Licht enthüllt ein verzerrtes Geſicht über ſchwarzglänzendem Bruſtpanzer. Wangen und Stirn ſind blau geſprenkelt vom Pulverrauch.

Mit galligem Grinſen frohlockt der Reiter:

„Ratgeb, Bauernhauptmann! .. Hündiſch Bauernvieh .. Mit Weib! Hohe Ehr .. hohe Ehr!"

Es klirren Ketten, fallen Schläge.

So unerwartet kam der Ueberfall, daß erſt jetzt das kalte Entſetzen des Bewußtſeins durch ihre Leiber ſpringt:

„Gefangen!"

Das auf und ab tanzende Licht verlöſcht. Die Pferde werden angetrieben. Die Gefangenen müſſen die Schritte beſchleunigen. Frau Barbara fühlt kalten Schweiß ihre Stirn feuchten. Das Entſetzen krallt ſich in ihr Genick. Ueber die beiden Menſchen wälzt ſich grenzenloſes Grauen.

„Wir ſind in Ketten .. abermals."

Unter den ſchwarzen Fittichen des Verderbens werden ſie bis an die Tore von Calw geſchleppt. Da ſteht in der roten Lohe einer Fackel ein klotziger Karren, der trägt eine bittere Laſt. Fünf gefangene Bauern, mit roſtigen Ketten an die Bohlenbretter gefeſſelt, hocken ſtumm darauf. Kaum

einer regt ſich, als auch Jörg Ratgeb darauf gedrängt wird. Zwei grobgliedrige Kerle binden ihn.

„Los!“

Rumpelnd knarrt der Wagen auf breiten Rädern davon. Vier berittene Knechte begleiten ihn. Einer ſtößt Frau Barbara barſch mit der Lanze vor die Bruſt:

„Geht! — Lauft davon!“

Und mit verzerrter Grimaſſe zu einem andern der Knechte: „Wird ſchon Hungers verrecken, die teufliſch Bauernbrut!“

Frau Barbara ſteht eines Herzſchlags Länge von Qual erſtarrt. Dann zerſpringt die Starre:

„Jörg — Jörg, mein eigen!“ ſchreit ſie, und die Not jagt ſie hinter dem davonrumpelnden Karren her. Die Knechte laſſen ſie gleichmütig gewähren. Sie folgt ſchnell und eilend, denn das Pferd vor dem Karren wird angeſpornt. Jörg Ratgeb beugt ſich zu ihr herunter, irgendein armes Licht läßt ihn ihr Antlitz ſchauen.

„Barbel .. geh heim... Iſt kein guter Weg nit..!“

„Ich muß ihn gehn mit dir.“

Des Mannes Herz überquillt von ſchmerzender inwendiger Liebe und Dankbarkeit. Er rüttelt, reißt und zerrt, bis eine Hand frei wird, beugt ſich noch tiefer, und legt ſie dorthin, wo ihr Herz kämpft. Frau Barbara umfaßt ſeine Hand; ſchwer und kalt, wie bereiftes Erz, laſtet ſie in der Hut ihrer umfangenden Hände.

Um ſich einen Spaß zu machen, treiben die Knechte von Zeit zu Zeit die Pferde an, dann muß die Frau laufen, bis die Pferde wieder in Schritt fallen. Keuchend ſtöhnt ihr Atem in des Mannes Geſicht, ihre Blicke wachſen ineinander. Hilflos, von Gram verlöſcht, wie die Geſichter Blinder, neigt ſich Antlitz zu Antlitz. Die Frau vermeint, das Herzblut ſpringe über ihre Lippen, denn der Schmerz wächſt

und ſchwillt wie ein ſchwarzes Waſſer. Ihr Geſicht glänzt von unaufhaltſam rinnenden Tränen gleich einer riſſigen Rinde in endloſem Regen.

Langſamer gehen die Schritte. Eine Höhe iſt zu überwinden. Als ſich ihre Blicke ein weniges heben, wölbt ſich zu ihren geſchlagenen Häupten das Firmament der Schöpfung und das Siebengeſtirn leuchtet aus dem verflüchtenden Nebel. Der Wind verkriecht ſich in den ſchweigenden ſchwarzen Wäldern, bäumt ſich noch ein paarmal, reißt zornig an ihren Gewändern, zerrt in den freien Haaren und raſt davon. Der endloſe Weg hängt ſich ſchwer an Frau Barbaras Füße und ſaugt alle Kraft aus ihrem Leib. In ihrer Bruſt taſtet es wie Eisfinger, das ſchmerzende Herz möchte ſtillſtehen. Sie drängt noch dichter an des Mannes notzerklüftetes Geſicht, und als ſie ſeine Augen ſieht, ſchlägt das Herz ſo jäh ins Gegenwärtige zurück, daß ihr Blut in Kehle und Schläfen taumelnd klopft. Sie umpreßt ſeine Hand, feurige Streifen ziehen vor ihren Augen einher, ſie möchte ſchreien und muß doch ſtumm ſein, ſie möchte ſich fallen laſſen in den ſchweren Abgrund unter ihren Füßen, und muß doch den Weg zu Ende gehen.

„Barbel, — ſchau über uns", ſagt Ratgeb. Mit leeren Augen ſchaut ſie empor. Grenzenlos fern in hoheitsvoller Sicherheit ſtrahlen die ewigen Zeichen der Sterne.

„Laß uns gewißlich ſein, mein getreu Weib."

Seine Stimme iſt mühſelig, aber heiligen Troſtwillens voll. Da wird der Weg ein wenig leichter. Die blauſilbernen Sterne der ſinkenden Nacht geben ihr kühles Licht und um ein geringes werden Frau Barbaras Augen heller.

„Du mein getreu Weib."

Ratgeb ſagt es noch einmal, aber leiſe, wie kein Wort vorher. Talab poltert ein Stein, der Klang rollt davon. Das

Waſſer unter ihnen rauſcht fremd und fern. Sonſt iſt nichts zu hören, als das Knarren der Räder und das gleichmäßige Klattern der Hufe. Die Knechte ſchlafen halb in den Sätteln, die Bauern haben die Köpfe geſenkt und ſchweigen. Jörg Ratgeb ſtreift Frau Barbaras klamme Hände. Er ſteigert ſeinen Willen gegen die graue Hoffnungsloſigkeit, er weiß nur, ihr Leben durch wunderſame Gnade noch eine karge Friſt halten zu dürfen, und iſt voll hilfloſen Dankes.

„Ach — Barbele, — der Kampf iſt der Anfang geweſen in meinem Leben, er wird mit mir fahren bis in den Garaus. Es iſt mir das Ziel gewißlich — es iſt die Heimkehr. .“

„Die Heimkehr? . . Jörg? . .“ keucht die Frau angeſtrengt.

„Aus Gottes Willen geſetzt über die Brüder . . von Gottes Willen genommen aus ihrer Mitten. — Wollt zerſchneiden mein Bild zu Herrenberg, hat aber Gott gehalten meine Hand und gezeigt die Auferſtehung und das Licht der Frühe. Alſo ſollſt du bewahren mein Blut in dir und wird aufbrechen einmal die Sonn aus deinem Leib. So ſind wir unvergänglich und ſollſt mitgeben unſern Kindern und wiederum ihren Kindern die Sehnſucht zur Freiheit und den Glauben an die Einherzigkeit zum Bruder.“

„So will ich tun . . Jörg.“

Länger und mühſamer wird die Straße. Faſt willenlos gehen ihre Schritte.

Schwer ſchleifen ſich die Stunden hin. Manchmal taumelt Frau Barbara wie trunken von der Anſtrengung. Ihre Wangen brennen, von den Schläfen fließt der Schweiß der Erſchöpfung, keuchend und raſſelnd ſtößt ihr Atem. Der geduckte Rücken ächzt unter Mühſal und Schmerz.

„Der Weg iſt gewiß bald zu End“, verſucht Ratgeb manchmal zu tröſten, obwohl dabei ein zitternder Schauer

durch ſeine Seele rinnt, denn dann wird ihm bewußt, wohin der Weg führt.

Da treiben die Knechte die Pferde von neuem an.

„Sind bald in Pforzheim!“ ſchreit einer, und etwas wie Bedauern kommt ihn an, als er das abgehetzte, verzweifelte Weib anblickt, das unentwegt ausharrt.

Schlafend liegt die Stadt. Durch die ſteigenden Straßen geht es zum Rathaus. Seltſam hallt das Echo zwiſchen den Häuſerwänden. Die Bauern werden von dem Karren gezerrt und in das Rathaus geſchleppt. Zuletzt kommen zwei Knechte, um Ratgeb zu holen. Frau Barbara umklammert ihn, preßt ſich feſt:

„Jörg .. mein Mann .. du!“

Mit Gewalt müſſen die Knechte ſie losreißen.

„Geh gen Heilbronn! — Warte der Kinder — meine lieb getreu Frau! — Ich komm zurück — zu meiner Zeit! — Verharre nit hier! — Es möchte dir ein Leids geſchehn!“

Ein zitterndes Licht läuft über ihr ſchmerzerfrorenes Antlitz. Ratgebs brennende Augen vermeinen in ein letztes Geheimnis zu dringen, in die Tiefe ihres Frauenweſens, aus der jene rätſelhafte Kraft kommt, die nur aus ihrem wunderbaren Bund mit der Natur zu wachſen vermag. Eine Kraft, die über ſeine männliche hinauswächſt. Er legt ſeine gefeſſelten Hände auf ihre naſſen Wangen. Noch einmal ſchlägt Herz lebenswarm an Herz, kurz und quälend.

Dann wird Ratgeb fortgeſtoßen.

Die Nacht ſchlägt über Frau Barbara zuſammen.

Sie ſteht noch einen tiefen, einſamen Atemzug lang völlig reglos, dann geht ſie wankend die Gaſſe hinauf, und das nächtliche Dunkel legt ſich ſtumm auf die Spur ihrer tapferen Schritte.

Im Ratssaal stehen die gefangenen Bauern. Der Profoß des Truchseß Georg von Waldburg hat den Auftrag seines Herrn auszuführen, alle gefangenen Führer der aufständischen Bauernrotten ohne Verzug richten zu lassen. Müde und gelangweilt verliest er das Urteil vom Pergament:

„Im Namen des habsburgischen Reichsregiments ist es anbefohlen, sofort alle Rebellanten und Bauernempörer zu richten. Soll mit ihnen der gefängliche Jörg Ratgeb, Maler zu Heilbronn, so er begehrte wider die Gebote seines Fürsten und der heiligen Kirche, gerichtet werden. Soll man zerreißen lassen seinen Leib durch vier Pferde nach Nord und Süd, Ost und West zur Stunde des Sonnenanbruches. . ."

Es bäumt sich das Herz in angstvollem Entsetzen und zorniger Empörung. Der Tod kommt schnell und brennend, steht neben dem Maler, faßt seinen Arm, zieht ihn über die Schwelle. Ratgeb fällt in die Knie, reißt sich wieder empor. Ein armseliges Glöckchen schettert schrill und gellend, verstummt. Der Morgenwind schneidet kalt durch die zerfetzten Kleider. Auf der Gasse schreit er. Es klingt wie das heisere Brüllen eines geschlagenen Tieres. Er schlägt um sich. Als er die fratzenhaften Gesichter der Stockknechte ansieht, verstummt er in Haß. Er stolpert mit letzter Kraft weiter. Heiß und lärmend schlägt das Herz in der Brust. Die Knechte tragen ein paar brennende Fackeln, die sie vor dem Stadttor zischend austreten.

Eine furchtbare Angſt kriecht in ſeinen Leib. Der nahe Tod würgt ihn entſetzlich.

Schwarz hebt ſich die ſchlafſchwere Erde gegen den leiſe ergrauenden Himmel. Als ſie auf dem Richtplatz anlangen, ſtehen dort ſchon vier Pferde. Jörg Ratgeb wird in die Mitte der naſſen Wieſe geführt. Mit jedem Schritt frißt das Entſetzen ſich tiefer ins Mark ſeines Lebens. Fröſtelnd ſteht ein Prieſter neben dem Schreiber, der mitgegangen iſt, um noch einmal das Urteil zu verleſen. Sie ſtehen unter einer frierenden Eiche, auf deren leiſe und zart bewegte Blätter ſich ein erwachendes Licht legt. Noch einmal klingen ſpröde durch die Dämmernis der froſtigen Frühe die Worte des Urteiles. Da fährt Ratgebs angſtgewürgter Schrei wie ein Hagelſchlag über ſie:

„Henker. — Laß ab!"

Eintönig laufen die Urteilsworte weiter.

„... So er begehrte wider die Gebote ſeines Fürſten und der heiligen Kirche..."

„Henker — Laß ab! Du tuſt ein freventlich Spiel!"

„... ſoll man zerreißen laſſen ſeinen Leib..."

„Henker! — Geh! — Laß leben den gemeinen Mann, ſo nichts will, denn die Freiheit!"

„... durch vier Pferde nach Nord und Süd, Oſt und Weſt zur Stunde des Sonnenanbruches."

Da weiß Jörg Ratgeb, daß er Schweigen und letzten Stolz wie ein eiſernes Viſier über Herz und Antlitz reißen muß.

„Henker — Komm! —"

Der helle Freiheitsſchrei der Bauernherzen erwürgt in qualvollem Stöhnen:

„Henker ... komm..."

Für eines ſchmerzenden Herzſchlags Dauer ſieht er erſchreckend gegenwärtig vor den dunklen Wäldern das Antlitz Frau Barbaras.

Als ſie Ratgeb auf den Boden werfen und die vier Stränge an Hände und Füße zerren, weitet ſich über ihm die Himmelskuppel ins Ungeheuere. In der verlorenen, ſchwarzblauen Dunkelheit ſteht gleich einem gleißenden, ſilbernen Kern der Morgenſtern.

Durch des Malers Adern flutet raſend das gehetzte Blut. Leidenſchaftlich bäumt ſich ſeine letzte Kraft gegen die Mächte des Todes und der Tiefe.

Im Oſten klafft die graue Dämmerung der Frühe von flammenden Schwertern des Lichts durchſtoßen. Ueberdeutlich ſteht gegen die erglühende Helle das ſchwarze Wälderſchweigen. In unwandelbarer Macht und Herrlichkeit wachſen die weißen Feuer der Frühe. Zum hellſten Gelb ſteigert ſich der Horizont, ſchwillt immer greller an, löſt ſich plötzlich und trieft in das prächtig erblühende Rot der jungen Sonne, die ſich in erhabenem Gleichmaß höher ſchiebt. Gleich rieſenhaft wallenden, windgebauſchten Seidenbannern rauſchen die Farben über Ratgeb hinweg. Dann ertrinken die letzten Dunkelheiten. Die rote Glut der ſieghaften Sonne verzehrt in ſtummer Mächtigkeit das nächtliche Gewölbe.

Das im Tode erblindende Auge des Malers ſieht einen Himmel triumphieren in Farben, die der Lebende niemals erſchaute.

Die Meiſter und ihre Werke

Matthias Grünewald

Ursprünglich Mathis Gothart Nithart. Geboren zwischen 1460 und 1475 in der Nähe Würzburgs. Ende 1498 in Aschaffenburg ansässig, 1501—1525 Bürger von Seligenstadt am Main, 1508 bis 1514 im Dienst des Mainzer Erzbischofs Uriel von Gemmingen, in dessen Auftrag er architektonische Arbeiten am Aschaffenburger Schloß ausführte. Seit 1514 Hofmaler bei von Gemmingens Nachfolger, dem Erzbischof Albrecht von Brandenburg, mit ständiger Werkstatt in Seligenstadt. Grünewald bekam Aufträge von Mainz, Oberissigheim, Isenheim, Frankfurt am Main, Magdeburg und Halle a. d. Saale. 1527 verzog er nach Frankfurt. Entwürfe für Wasserleitungen im Auftrag des Rates der Städte Magdeburg und Halle. Gestorben vor dem 1. September 1528 in Halle. Er ragt als einsamer, „ausbündiger" Mann weit aus seiner Zeit hervor. In ihm wühlten die widerstrebendsten Kräfte jener Umbruchszeit. Er war provinziell und zugleich weltoffen, sozialpolitisch hellwach und christlicher Transzendenz verhaftet, materialistisch und mystisch, skeptisch und unerhörter Ekstase fähig, dogmatisch und zukunftsweisend, modern Erkennender und gläubig Suchender. Er verlebendigte alle Dämonie seiner Darstellungskraft in malerischen Exzessen bis an die Grenzen des Erträglichen und fand daneben letzte naturgewachsene, göttliche Harmonie der Farben und Formen. Ihn als Deutschen unverlierbar zu besitzen, heißt diese Grünewaldischen Möglichkeiten zu verstehen, den polaren Gegensätzen, künstlerischen Spannungen und unerhörten Glaubenskämpfen seiner Seele gerecht zu werden und daraus seine innere zeitlose Größe zu erkennen.

Die Hauptwerke Grünewalds: Verspottung Christi, 1503, ursprünglich in Aschaffenburg (Alte Pinakothek, München); Hl. Cyriacus und Laurentius, um 1509 (Städelsches Kunstinstitut, Frankfurt a. M.); Isenheimer Altar, um 1515 (Colmar, Unterlinden-Museum); der Aschaffenburger Mariaschnee-Altar, 1517 bis 1519 (Mittelbild jetzt in Stuppach bei Bad Mergentheim, Kirche, rechter Flügel im Städtischen Museum, Freiburg i. Br.). Die Begegnung des Hl. Erasmus und Mauritius, um 1523 (Alte Pinakothek, München); der Tauberbischofsheimer Altar, um 1525 (Kreuztragung, in der Badischen Kunsthalle, Karlsruhe i. B.); Beweinung Christi (Stiftskirche zu Aschaffenburg).

Tilman Riemenschneider

Geboren etwa 1463 in Osterode am Harz, kam als Geselle Ende 1483 nach Würzburg, machte sich durch die Heirat mit der Witwe eines Goldschmiedes selbständig, wurde Meister und am 28. Februar 1485 Bürger der Stadt Würzburg. Er bewohnte ein stattliches Anwesen „zum Wolfmannsziechlein" in der Franziskanergasse. Riemenschneider heiratete noch dreimal. Seine vierte Frau überlebte ihn. Der Meister wurde bald Ratsmitglied und bekleidete wechselnd die Aemter eines Baumeisters, Fischmeisters, Kapellenpflegers und Spitalpflegers. Im Jahr 1520 wurde er zum Bürgermeister gewählt. 1525, beim Losbruch des Bauernkrieges, stellte er sich aus tiefer politischer Einsicht entschlossen vor jene Gruppe des Rates, die zum „gemeinen Mann", dem Bauern, hielt. Nach der Niederlage der Bauern wurde er gefangengenommen und hart gefoltert. In der Folter brach man seine Hände. Er lebte noch sechs tatenlose Jahre und starb, etwa siebzig Jahre alt, am 7. Juli 1531.

Sein adeliges, wunderbares Werk scheidet sich von der Ueberreife der Spätgotik und ragt zielweisend in die Zukunft. Inmitten des Widerstreites seiner Zeit ruht es in inniger Klarheit der Formen und voll geläuterter Schönheit.

Die wesentlichsten Werke: Johannes der Täufer, 1490 (Pfarrkirche Haßfurt); Skulpturen vom Münnerstadter Altar, 1490 bis 1492 (Nationalmuseum, München und Deutsches Museum, Berlin); Adam und Eva von der Würzburger Marienkapelle, 1491—93 (Luitpoldmuseum, Würzburg); Grabmal Rudolf von Scherenbergs, 1496—99 (Dom zu Würzburg); Heiligenblutaltar, 1499—1504 (St. Jakob in Rothenburg o. d. Tauber); Grabdenkmal Konrads von Schaumberg, nach 1502 (Marienkapelle, Würzburg); Creglinger Marienaltar, etwa 1505—10 (Herrgottskirche in Creglingen an der Tauber); Hochgrab Kaiser Heinrich II. und Kunigunde, 1499—1513 (im Dom zu Bamberg); Altarschrein für die Rothenburger Michaelskapelle, 1512—13 (Dorfkirche in Dettwang); Grabdenkmal Lorenz von Bibra, 1518—22 (im Dom zu Würzburg); Beweinung Christi, 1519 bis 1523 (Pfarrkirche in Maidbronn).

Jörg Ratgeb

Eigentlich Schürz Jürgen, gen. Ratgeb, geboren um 1480 zu Schwäbisch Gmünd. Lehrzeit in spätgotischen Werkstätten; Wanderschaft wahrscheinlich durch Italien und die Niederlande. Erstmalig genannt in Heilbronner Ratserlassen 1509. Er stand in Diensten Herzog Ulrichs in Stuttgart und hatte eine Leibeigene seines Landesherren zur Frau. Als Ratgeb 1509 seine Werkstätte nach Heilbronn verlegen wollte, weigerte sich Herzog Ulrich, Frau und Kind Ratgebs loszusprechen. Drei Jahre Arbeit in Heilbronn und Schwaigern am Barbara-Altar (jetzt Altar in der Kirche zu Schwaigern bei Heilbronn), 1511—1514 Ausschmückung des Refektoriums im Karmeliterstift von Hirschhorn am Neckar (Wandgemälde im dortigen Kloster). Entwicklung zur weiträumigen Technik des neuartigen Wandgemäldes. Der Subprior von Hirschhorn empfahl Ratgeb dem Frankfurter Ordenshaus, wo er 1514 bis 1517 Kreuzgang und Refektorium des Karmeliterklosters ausmalte. Seit einigen Jahren werden diese riesigen Wandgemälde wieder freigelegt und lassen Ratgeb als eigenwilligen, genialen und bedeutsamen Meister der Wendezeit auferstehen. Das Refektorium zeigt die Geschichte des Karmeliterordens. Der Bilderzyklus im Kreuzgang die Heilsgeschichte von der Weltschöpfung bis zum Weltgericht. 1518—1519 in Herrenberg bei Tübingen, Vollendung des Altarbildes für die Herrenberger Stiftskirche (jetzt in der Staatl. Gemäldegalerie, Stuttgart). Von 1520—1525 vorwiegend in Stuttgart. 1525 als Abgesandter des mit den aufständischen Bauern verbündeten Teiles des Rates der Stadt als Feldhauptmann im Bauernlager. Nach der Niederlage der Bauern gefangengenommen und 1526 zu Pforzheim gevierteilt.

Ratgeb stand als bewußter, leidenschaftlicher politischer Kämpfer auf dem radikalsten Flügel im Zusammenprall der umstürzenden kirchlichen, gesellschaftlichen und künstlerischen Weltanschauungen. Zeugnis und Spiegel dafür sind seine kühnen, gewaltigen und tragischen Werke, die die grundstürzende Zeit nicht ausreifen ließ.

*

Von Max Wegner erschienen:

Die gebrochenen Hände

Eine Tilman Riemenschneider-Erzählung

(Einzelausgabe)

69 Seiten · 2 Bildwiedergaben · Gebunden RM 2.25

Tilman Riemenschneider

Zeit, Mensch und Werk

48 Seiten · 32 Abbildungen · Gebunden RM 1.50

Borius Wichart

Roman aus der Gegenreformation

6. Auflage · 270 Seiten · Gebunden RM 4.80

*

Max Wegner gab heraus:

Wir glauben!

Junge Dichtung der Gegenwart, 1. Folge

2. Auflage · 128 Seiten · Gebunden RM 2.—

Pflicht

Ein Ring Erzählungen

3. Auflage · 100 Seiten · Gebunden RM 2.—

Muttererde — Vaterland

Die deutsche Heimat und ihre Menschen in Erzählungen, Gedichten und Bildern

112 Seiten Text, 64 Seiten Abbildungen · Geb. RM 3.—

GEORG TRUCKENMÜLLER VERLAG STUTTGART

Von Wilhelm Schloz erſchienen:

Regina Holderbuſch

Drei Erzählungen

Regina Holderbuſch. Die Königskerze. Der verflogene Schwan

270 Seiten · Gebunden RM 4.80

Spätſommer

Eine Novelle in Briefen

102 Seiten · Gebunden RM 2.80

Die große Prüfung

Geſchichten um einen Kriegsfreiwilligen

111 Seiten · Gebunden RM 2.—

Funken aus Muſpelheim

Geſpräche mit Dingen

120 Seiten · Kartoniert RM 1.80, Leinen RM 2.80

Vom ewigen Krieg

Geſammelte Dichtungen

64 Seiten · Gebunden RM 1.—

An ein junges Mädchen

Ernte einer Begegnung

112 Seiten · Gebunden RM 3.—

Die Deutſchland ſuchten

Zwölf Bildniſſe

136 Seiten · Gebunden RM 3.—

GEORG TRUCKENMÜLLER VERLAG STUTTGART